



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das malerische und romantische Westphalen

**Freiligrath, Ferdinand
Schücking, Levin**

Barmen, 1841

Das Wassergebiet der Emse und das Münsterland.

urn:nbn:de:hbz:466:1-8564

Das Wassergebiet der Emse und das Münsterland.

Ihr mögt mit lächelndem Kopfschütteln die Ueberschrift dieses Kapitels ansehen und es als eine romantische Selbstironie dieses Buches betrachten, wenn es als integrirenden Theil des malerischen und romantischen Westphalens das Thal in sich aufnimmt, welches die trägen Gewässer der Emse durchfluthen: ihr werdet dafür danken, mit mir in die Verschollenheit meiner heimathlichen Haiden zu ziehen, ihr werdet pfliffigere Kinder sein, als die, welchen der Schalk von Hameln pfliff, wenn ich mit klingenden Worten wie Mimigardeford oder Agorotingon oder Tubantenheim euch in dies Gebiet zu locken versuche. Freilich, vor einem kurzen Caravanenzug durch eines jener etwas sandigen eintönigen und an die Farbenglühende Herrlichkeit der schönen Gotteswelt minder erinnernden Gefilde, welche man eine westphälische Haide nennt, kann ich euch nicht retten: aber ich darf euch dennoch bitten, mir zu folgen und ihr sollt verwundert sehen, wie oft die Wünschelruth in meinen Händen anschlägt und auch hier auf einen ungeahnten Schatz deutet, der vor unsren Füßen liegt.

Den Uebergang aus dem schönen Weserthale minder fühlbar zu machen, führ' ich euch zuerst auf eine Höhe, wo ihr nur den verlassnen Strom vermisst, sonst aber alle Berg- und Wald-Romantik wieder findet, mit der uns irgendwo der Teutoburger Wald umwebt hat. Diese Höhe ist der Ravensberg. Die gelun-

gene Abbildung zeigt euch seine Gestalt, seine zerfallenen Burgmüuer, seinen Donjon, der noch stark und trotzig in die Lande schaut. Der Ravensberg ist eine steile nach Südwesten sich richtende Vorhöhe des Bärenbergs, der mit seiner Waldkrone etwa die Mitte des Osnings bezeichnen mag und an die hohen Eggen von Werther und Halle sich reiht. Es ist dasselbe Gebirge, das wir über Detmold erklimmen haben, hier von dem nahen Bielefeld aus in nordwestlicher Richtung gen Iburg und Tecklenburg ihren blauen Wellenschlag führend und durch mannigfach gekreuzte Hügelreihen mit dem Zuge der Weserberge verbunden, der im Norden unsres Standpunkts von Minden her fast ganz westlich gen Osnabrück sich dehnt.

Oben auf dem Ravensberge die graue Warte, die Trümmer der festen Burgmüuer, das Thor, den tiefen Brunnen in der Nähe beschauen zu können, ist für das mühsame Erklimmen der Höhe kein so grosser Lohn, wie der Anblick, den sie auf das beherrschte Land zu ihren Füßen bietet. Aus der Reihe der Berge vortretend, macht sie die Halden des Osnings rechts und links weithin überschaubar, und zeigt das Land von den Süderländischen Höhen bis nach Iburg hin, in der westlichen Ferne Westphalens Ebenen mit ihren Waldungen, Gehöften, Städten und Fluren, in der Nähe die rothen Dächer der Oerter Halle, Borgholzhausen, Dissen und wie sie alle heissen, die besonnten Dörfer, Meiereien und Güter da unten. Man sieht keine wildgründiose oder pittoreske Romantik aus Mangel an Raum in unermessliche Höhen aufgethürmter Bergcolosse, keine nackten Felsungeheuer mit schäumenden Bachstürzen — die Berge haben Raum hier, in anmuthigen Formen sich zu dehnen: aber grossartig genug ist die Gegend, um einen mehr als idyllischen Eindruck zu machen, das Gebirge gewaltig genug, um durch seine dichtbewaldeten Massen zu imponiren.

Die Volkssage macht den Ravensberg zu einem ursprünglich Römischen Castell, dessen Wahrzeichen, der Adler, den alten Deutschen, die solch Gethier nicht gekannt, ein Rabe geschienen und der Burg den Namen gebracht habe. Man leitet in Uebereinstimmung damit den Namen des in einem enggeschlossenen Thale am Fusse des Ravensbergs liegenden Dorfes Cleve von *clivus* ab, gleich dem der Stadt am Niederrhein. Ehemals soll auch unser Cleve eine bedeutende Stadt gewesen sein. Eine



Waldesruhe

Waldesruhe

VERMISCHTES
SPEZIELL

Verlag von G. Neumann, Neudamm

gene Abbildung zeigt euch seine Gestalt, seine zerfallenen Burggemäuer, seinen Donjon, der noch stark und trotzig in die Landschaft schaut. Der Ravensberg ist eine steile nach Südwesten sich richtende Vorhöhe des Bärenbergs, der mit seiner Waldkrone etwa die Mitte des Osnings bezeichnen mag und an die hohen Eggen von Werther und Halle sich reiht. Es ist dasselbe Gebirge, das wir über Detmold erklimmen haben; hier von dem nahen Bielefeld aus in nordwestlicher Richtung gen Iburg und Tecklenburg ihren blauen Wellenschlag führend und durch mannigfach gekreuzte Höhen mit dem Zuge der Weserberge verbunden, der im Norden unseres Standpunkts von Minden her fast ganz westlich gen Osnabrück sich dehnt.

Oben auf dem Ravensberge die graue Warte, die Trümmer der festen Burgmauer, das Thor, den tiefen Brunnen in der Nähe beschauen zu können, ist für das mühsame Erklimmen der Höhe kein so grosser Lohn, wie der Anblick, den sie auf das beherrschte Land zu ihren Füssen bietet. Aus der Reihe der Berge vortretend, macht sie die Halden des Osnings rechts und links weithin überschaubar, und zeigt das Land von den Süderländischen Höhen bis nach Iburg hin, in der westlichen Ferne Westphalens Ebenen mit ihren Waldungen, Gehöften, Städten und Fluren, in der Nähe die rothen Dächer der Garter Halle, Borgholzhausen, Dissen und wie sie alle heissen, die besonnten Dörfer, Meietere und Gäter da unten. Man sieht keine wildgründige oder pikareske Romantik aus Mangel an Raum in unermessliche Höhen aufgethürmter Bergcolosse, keine nackten Felsungeheuer mit schäumenden Bachstürzen — die Berge haben Raum hier, in anmuthigen Formen sich zu dehnen: aber grossartig genug ist die Gegend, um einen mehr als idyllischen Eindruck zu machen, das Gebirge gewaltig genug, um durch seine dichtbewaldeten Massen zu imponiren.

Die Volkssage macht den Ravensberg zu einem ursprünglich Römischen Castell, dessen Wahrzeichen; der Adler, den alten Deutschen, die solch Gethier nicht gekannt, ein Bube geschienen und der Burg den Namen gebracht habe. Man leitet in Uebereinstimmung damit den Namen des in einem eingeschlossenen Thale am Fusse des Ravensbergs liegenden Dorfes Cleve von *clivus* ab, gleich dem der Stadt am Niederrhein. Ehemals soll auch unser Cleve eine bedeutende Stadt gewesen sein. Eine

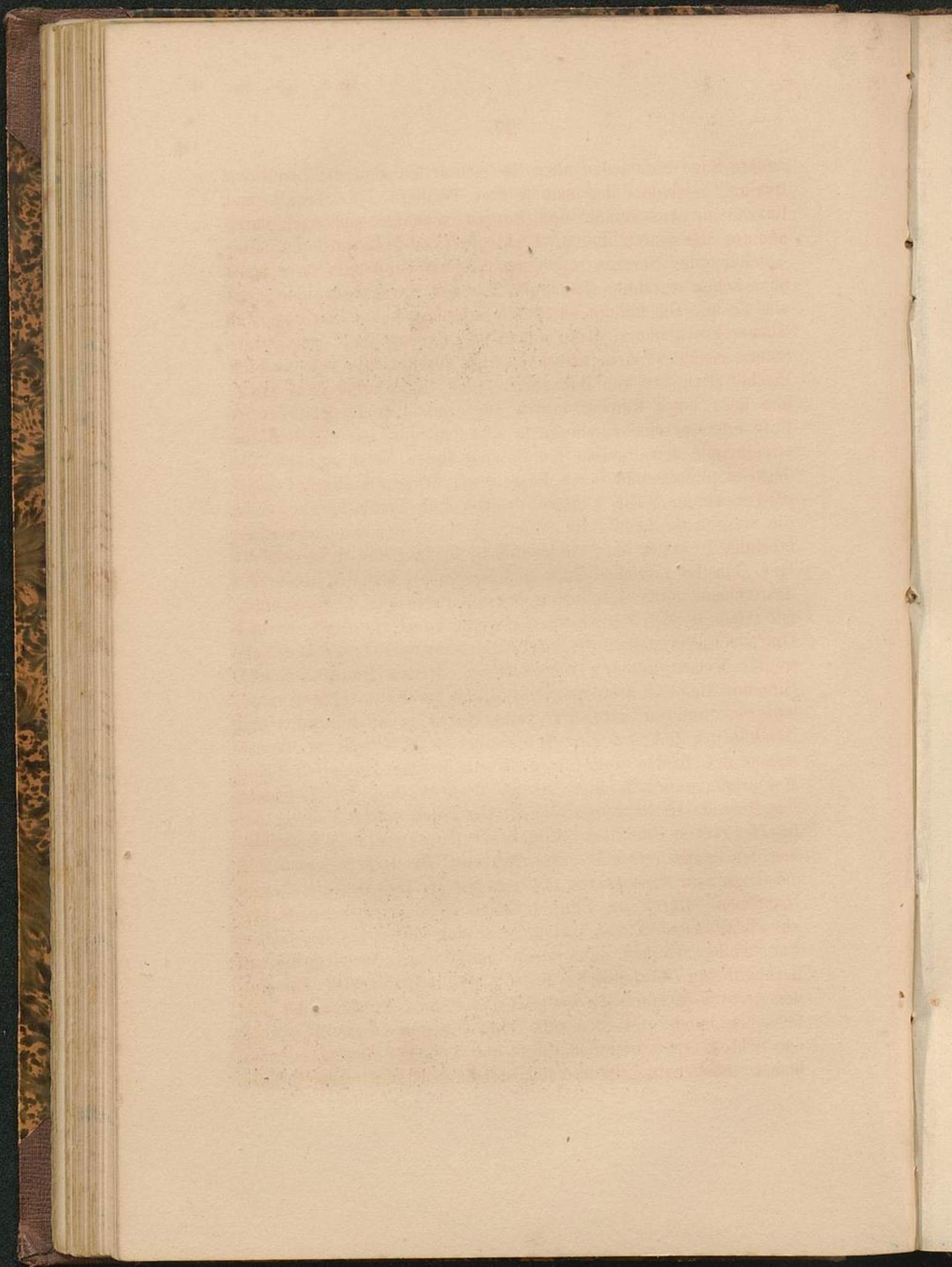


Wandel im Saale

C. Schickelmann del.

VERLAG VON FRIEDRICH VON SIEBOLD

Verlag von F. Vieweg & Sohn



andere Sage lässt einen alten Sachsenfürsten über die Lande am Osning gebieten, der seinen drei Töchtern Iva, Teckla und Ravena als Ausstattung drei Burgen schenkte und nach ihnen nannte; das waren Iburg, Tecklenburg und Ravensberg. Der Ableitung des Namens von einem Erbauer Rabo oder Rave ward oben schon erwähnt. Jedenfalls ist der Ravensberg eine sehr alte Feste. Die heilige Thiathilde urkundet schon um 851 dem Kloster Freckenhorst den Zehnten zu „Ravensburg“: zum zweitenmal geschieht ihrer Erwähnung in der Legende vom heiligen Bischof Bernward von Hildesheim; das Gebet zu diesem Heiligen liess einen Ritter Odalrich, der auf dem Ravensberge im Burgverliese schmachtete leicht und mühelos seine Ketten abstreifen und den Pfad in die Freiheit finden, dass er nach Hildesheim pilgern und seine Fesseln am Grabe des Bischofs aufhängen konnte. Die ältesten Besitzer von Ravensberg, welche die Geschichte kennt, treten bei ihrem ersten Erscheinen als mächtige Dynasten auf: sie heissen Hermann I. und II. von Calvelage (ein Hof zwischen Melle und Gesmold); und den Glanz und das Ansehn ihres Geschlechts bezeugt Hermann's I. Vermählung mit Edeline, der Wittve Herzog Welf's von Bayern, der Tochter Otto's von Nordheim; der zweite Hermann war Vetter und Vertrauter Kaiser Lothar's von Sachsen. Dieses Hermann's Söhne, Otto und Heinrich werden zuerst Grafen von Ravensberg genannt, und von nun an wird der Name häufig in allen Fehden und Händeln der Zeit. Im vierzehnten Jahrhundert erlosch der Mannstamm des Grafen von Calvelage mit Bernhard, dessen Erbin Margaretha, die Tochter seines Bruders Otto IV. Gemahlin des Herzogs Gerhard von Jülich war, den Kaiser Ludwig der Bayer 1346 zu Frankfurt am Main mit den sämtlichen Besitzungen der Ravensberger Dynastie belehnte. Die fernere Geschichte der Herrn vom Ravensberge fällt nun mit der Jülich-Cleve-Berg's zusammen. Durch die Erinnerung an Jacobea, die schöne unglückliche Jacobea von Baden, die auch dieses Landes Herrin war, wollen wir hier nicht unser Auge trüben. Nachdem Bischof Bernhard von Galen den Ravensberg als die Feste seines Feindes, des grossen Kurfürsten, der mit Pfalz-Neuburg Erbe der Jülich'schen Lande geworden war, hatte beschiessen lassen, wurde das Schloss so unwirthlich, dass nun auch der Droste, der es bisher innegehabt, herunterzog und es dem gänzlichen Verfall

überliess; doch hat eine Zinkbedachung und ein Kranz von Kragsteinen der weitem Zerstörung des Donjons jetzt Einhalt gethan. Werfen wir noch einen Blick auf das Panorama unter uns hinab, ehe auch wir die Höhe verlassen. Da unten in dem Thale gen Norden, wo Borgholzhausen liegt, soll einst in düstren Bergeswaldungen des Tacitus Tanfanae Templum, *celeberimum illis gentibus* wie der Römer sagt, sich befunden haben. Noch jetzt will man als Benennung der Stelle das Wort „Dämpfanne“ von den Landleuten vernehmen. Dass man Opfergefässe und alte Waffenstücke hier auffand (noch im Herbste 1838 zwei Opferschalen von seltener Schönheit) ist gewiss: über die Göttin Tanfana und ihr Heiligthum aber fehlen uns alle nähern Angaben, als die des Tacitus, dass es bei den Marsen gewesen, und dieses Volkes Wohnsitz lässt sich mit genauer Gewissheit nicht bestimmen. Wir können uns deshalb immerhin den alten Tempel in den Gehölzen von Borgholzhausen wieder aufbauen, den Alach, wie der Sachsen Ausdruck war, aus seinen grobgeschnittenen Holzsäulen in einander fügen und die Balkendecke schützend über das Wih, das Heiligthum, legen, um zwischen mystisch dunklen Gewände von der sonderbaren, so rohen und doch so tiefes Gemüth hegenden Vorzeit zu träumen und ihren Wundern nachzusinnen. Denn mag man die Wunder der Legende für eine schöne Poesie und nichts anders halten, die Wunder der Geschichte bleiben, und ist es nicht eines ihrer grössten Wunder, dass dort vor uns der bemooste Dorfturm hoch empor das siegende Kreuzzeichen über der Tanfana Gauen trägt, — dass, wenn sein Geläute über die Strohdächer der Wohnungen umher tönt, um den aufdämmernden Sonntag zu begrüßen, der Schall zusammenrinnt mit Nachbarklängen, soweit bis gen Süd und Nord das Rauschen des Meeres sie verzehrt? Das gebildete Hellenen- und Römerthum von dem zu bekehren, was zum Aberwitz geworden war, mochte leicht sein; aber die Germanische Waldesnacht ihrer grandiosen Traumgebilde zu berauben: dem Träumenden dieser Nacht seinem Zustande adäquate Phantasmagorien zu nehmen, und ihm Wahrheit zu geben, ehe er geweckt werden konnte an's Tageslicht der Cultur, in welchem allein sonst die Wahrheit spriesst — das war mehr als Menschenwerk.

Um das Gewaltsame des plötzlichen Uebergangs, dies unvermittelte Ueberschlagen von einem Gegensatze zum andren,

wie mit einem Schlage die in der Wüste rufende Stimme des neuen Lebensprincip's es bewirkte, zu versinnlichen, rufe ich hier zwei Gestalten wach, beide edle Germanische Frauen, beide im Dienste ihres Gottes stehend, nur durch wenige Jahrhunderte von einander getrennt, und doch, welcher schreiende Contrast! Die eine ist Priesterin der Tanfana, oder einer andren Gottheit, der Irmensul z. B., wie wir sie oben kennen lernten. Sie folgt den Männern in den Kampf, sie steht im linnenen Gewande, mit ehernem Gürtel, mit nacktem Fusse auf der Wagenburg, das gewaltige Reckenweib, sie schwingt ein Schwert wie eine haarflatternde Kyrie der Schlacht. Da wird ein Gefangener ihr gebracht, sie schlingt einen Kranz um sein Haupt, einen Strick um seine Brust; behende fliegt sie eine Leiter hinan, zieht das Opfer sich nach und durchschneidet ihm die Gurgel, um aus dem Blute, das in den ehernen Kessel unten hinabströmt, die Weissagungen des Schlachtenglücks zu schöpfen! (Vgl. Strabo, lib. VII.)

Die andre erzieht das Kloster zu Herford, sie wird das Weib eines sächsischen Edlen, sie gebiert ihm zwei starke Söhne; wird Wittwe, schafft dann die Burg, worauf ihr Gemahl gestorben ist, zum Kloster um, und nun seht ihr sie im Dienste ihres Gottes thätig, rastlos und keine Ermüdung kennend, von Sonnenauf- bis zum Niedergang. Sie speisst, sie tränkt, sie kleidet die Schaaren der Armen, welche von Nah und Ferne zu ihr strömen; sie redet Trost den Unglücklichen ein, sie glättet mit der weichen Hand der Liebe die Falte des Gram's auf jeder Stirne, wie ein weicher, warmer Hauch thaut ihr Wort jedes Herz auf, das eisig geworden ist in kaltem Leide. Und wenn sie Alle durchwärmt, beruhigt, in weicher Entsagung oder gestärkter Hoffnung froh, von sich gesandt hat, wenn die Sonne zur Küste, ihre Schwestern zum Schlafe gegangen sind, dann lauscht sie, bis der letzte Schritt im Kreuzgange verklungsn ist, schleicht sacht, dass Keiner sie erspähe, in die Kirche und kniet zum Gebete nieder, das die Nacht überdauert. Es ist eine doppelt geweihte Stätte, dann die Klosterkirche, worin sie niederkniet, und betet beim Lichte der ewigen Lampe, deren flackernder Schein auf die Pergamentblätter und buntglänzenden Malereien ihres Psalters; auf die weissen, von Kälte verklommenen Hände fällt, mit denen sie eifrig die Blätter umwendet; es

ist ein Heiliges über die schlichte Matronengestalt ausgegossen; ihr könntet glauben, allein von ihrer hohen glatten Stirne gehe der milde gelbzitternde Lichtschein aus, der stralend auf den goldenen Miniaturen ihres Buches liegt, sich ermattet in den Falten des schwarzen, mit schneeigem Hermelin gefütterten Mantels fängt, aus der Dunkelheit der Kirche aber nur noch die Schattengespenster der Pfeiler und Statuen zu wecken vermag, dass verriesigt Sankt Lorenz's Rost und Sankt Katharina's zerbrochenes Rad an den Wänden ineinander überhuschen und schwimmen.

Und wer ist, fragt ihr, diese nächtliche Beterin, die auf den kalten Steinen der Klosterkirche zu Memleben liegt? Es ist eine Kaiserin, das Weib Heinrich's des Finklers, die Mutter Otto's des Grossen, die heilige Mathilde. Sie könnte in dem ganzen Glanze sich sonnen, den ihr starker Sohn über das Germanische Kaiserthum leuchten lässt, aber sie zieht vor, den Tag über für die Armen; die Nacht hindurch für das Gebet zu leben. Sie lässt ihre Güter sich entreissen, weil man sie bei ihren Söhnen beschuldigt hat, dass sie alles in Almosen verschleudere, und zieht sich in das einsame Enger zurück, die Grabeshüterin ihres Ahnherrn Wittekind zu werden; als endlich der Tod den liebsten ihrer Söhne, Heinrich, den sein Bruder über Bayern zum Herzoge gesetzt hatte, ihr entreisst, da wirft sie in unendlichem Leide die Stirnbinde und alles, was an den Kaiserlichen Purpur sie erinnert, auf den Boden, und flieht vor ihrem Schmerze in das Wohl, das sie den Leidenden, den Darbenden bereitet. (S. Strunck, *Westph. Sancta.*)

Hat der innig fromme Geist des Mittelalters, hat der warme Hauch der Liebe, der Duft der Blüthe am Weltenbaume der christlichen Idee, hat die Kraft der Entsagung, die der Glaube gibt, je einen schöneren, einen begeisternden Ausdruck gefunden, als in dieser heiligen Frau? Und dagegen, die ganze rohe Gewaltigkeit, die verhärtende starre Idee des Heidenthums, wo tritt sie besser verkörpert, wo schreckenerregender auf, als in jenem blutigen Haarflatternden Reckenweibe des Strabo? Sie schneidet dem Gefangenen die Kehle ab, und damit uns wie eine grinsende Ironie alle Poesie entzwei, die wir aus den Blüthen der Esche Gydrasil saugen, in dem Kämpfen gewaltiger Kräfte, wie der Streit zwischen Asen und Thursen, im Donnern der

Bifrostbrücke, wenn die Walhelden darüber reiten und Ragnaröck dunkelt, in Baldur's Tod und Freia's Liebe endlich, in all den grotesken Vorstellungen und musculösen Gliederungen des nordischen Sagensystem's zu sehen so gerne bereit sind. Sie allein ist genug, um für uns die dräuende Weltschlange Hörmungandr und Locki's gesamntes Geschlecht für ewig daniederzuhalten.

Ihr könntet mir vorwerfen, dass ich in diesen Namen aus der Nordischen Mythe auf ein Göttergeschlecht mich bezogen habe, welches ja nie der Traum der Deutschen Waldesnacht gewesen sei, sondern nur durch die Dämmerungen der geheimnissvollen *Σκандία* des Ptolemäus, oder Skandaviens, geschwebt habe. Aber der Norden ist der Quell lang und weithin rinnender Völkerströme gewesen: auch wir gehören ihm an, das sächsische Blut in unsern Adern ist keine Blüthe des Bodens, auf dem wir stehen. Der Kimbrische Chersonnes ist zwischen unsrer ältesten und jetzigen Heimath die Brücke, über welche einst wahrscheinlich Kimbren und Teutonen, gewisser wohl später Longobarden und endlich die Sachsen zogen, um die Urstämme unsres Landes zu verdrängen oder in sich aufzunehmen. *Scanzia insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum*, sagt der Gothe Jornandes. Aus dieser Offizin nun sind auch wir gekommen, immer voran drängend über Elbe und Weser, bis im vierten Jahrhundert die Vernichtung der Chauken und der kleinern umwohnenden Stämme das sächsische Westphalen gründete.*) So wäre die Edda-Mythologie für unsre ältesten Zustände vindizirt: misslicher sieht es mit unsrer Herrmannsherrlichkeit, unsren Tacitustugenden aus.

Pilgern wir weiter, oben über den Kamm unsrer Berge, dem von seiner Höhe lockenden Iburg zu. Gen Süd und Nord bleibt uns der Blick über die weite Ebene links, über das schöne hügelichte Land rechts dann unbeschränkt. Im Süden lassen wir Tatenhausen, den freundlichen Badeort mit seinen Anlagen und ansehnlichem Herrnhause, der Sommerresidenz der Grafen Korff genannt Schmising: nördlich und nordöstlich liegt die reichbebaute anmuthige Gegend von Gesmold, dem Dorfe, in dessen Nähe aus einer und derselben Quelle die zur Ems strö-

*) S. Geschichte des niedersächsischen Volks von Schaumann. Göttingen 1839.

mende Hase und die Weserwärts fließende kleinere Elze strömen. Das letztere Flüsschen windet sich an dem Städtchen Melle vorbei, das eine der freundlichsten Gegenden Westphalens belebt, und wo auch die herrlichsten Landschaftsbilder nach Ostenwalde, dem stillen einsamen Sitze des General's von Vincke, oder auf die Dietrichsburg, (eine Tannenbewaldete Höhe, welche die Burg eines verschollenen Nachkommen Wittekind's und Vaters der Kaiserin Mathilde, von der ich eben sprach, des Grafen Dietrich gekrönt haben soll,) locken würden. Aber wir müssen eilen, denn der Tag wird sich senken, ehe wir über unsre unwegsamen Halden Iburg erreicht haben, den schönsten, den glänzendsten Punkt unsrer ganzen Wanderschaft durch diesen Theil Westphalens. Wir müssen die Dämmerung in seinem Rittersaale verträumen, wo die Bilder starker Männer uns wie Herolde vergangener Tage, verklungener Thaten anlugen werden aus ihren düstren Rahmen und Cartouchen, von den bestäubten Wänden herab: in der weiten Halle, die uns wie ein romantisches Gedicht, eine Scene aus einem Romane des grossen Schotten umfängt. Wir wollen dort, wenn es Abend wird, in Benno's Züge blicken, in das blasse wehmüthige Antlitz des treuen vielduldenden Mannes, dass es wie ein Phantasma der Dämmerung uns aus den Schatten entgegenetrete, dass wie ein schöner Traum aus einer stürmischen Nacht uns die ganze Erscheinung dünke, mit ihrer leuchtenden Stirn, „drauf die Gedanken wie ein stolzer Chor von Königen auf hohem Throne sitzen“, und die doch mit dem Mal des Bannfluchs geächtet, sich vor dem Tageslichte verbergen musste. Bischof Benno ist eine der interessantesten Erscheinungen unsrer Geschichte. Schön, geistreich, gelehrt, das ganze Wissen der Zeit mit den seltneren Künsten und Kenntnissen der Technik verbindend, von den Frauen verehrt, band ihn wohl mehr die Dankbarkeit als die Sympathie seines Charakters an Heinrich IV. der ihn zum Ordner seines Haushalts und Aufseher über die Kaiserlichen Bauten ernannte und später auf den Bischöflichen Stuhl von Osnabrück erhob: von da an blieb Benno II. der treuste Genosse seines Kaiserlichen Freundes, und theilte mit ihm die schwere Last des Päpstlichen Zornes, der beide zusammen wie gehetzte Edelhirsche durch die Wälder Niedersachsens trieb. Gregor VII. consequent, wie ein incarnirter Titel der Digesten, entsetzte auch Benno seiner Würden: wie er darauf das Schick-

sal seines Kaisers theilte, seine Flucht von der Harzburg nach Eschwege u. s. w. hat Broxtermann, ein früh gestorbner begabter Dichter Osnabrück's in seinem Gedichte: „Bischof Benno“ geschildert.

Er erzählt, wie eine Hütte auf öder Haide den in Bettlertracht verummumten Bischof verborgen habe; bei ihm des Landmanns:

Zwei kleine Kinder, hüpfen, ritten jetzt
 Auf seinen Kniesen und zerwühlten ihm
 Den krausen Bart: allein er spähte wild
 Und schrecklich über ihre Spiele weg. —
 Die Qual von gift'gen Herzenswunden stand
 An seiner Stirn mit schwarzer Schrift gemalt,
 Wie an der Stirne des Verzweifelnden,
 Der tief im Busen Selbstmord überlegt.

— — — — —
 Der unglücksel'ge Benno! wer ihn sieht,
 Verhöhnt ihn, denn in Bettlerkleidern sucht
 Der Aechter fremde Gauen, unerkant
 Zu bleiben, unverfolgt! Wie mancher Wicht,
 Der vor ihm kroch, als noch der Sonnenschein
 Des Glückes hell von Heinrich's Diadem
 Auf seine Freunde niederglänzte, stösst
 Verspottend ihn zurück und weigert ihm
 Ein Stückchen trocknen Brod's. Wir werden ihn
 Auf dieser Erde niemals, er wird nie
 Die Berge seines Landes wiederschaun,
 Denn alles ist ja päbstisch um uns her.

Trotzdem erscheint Benno in Pilgertracht auf der Burg eines Freundes und bittet beim Scheiden:

Nur ein's noch! Führt mich Euren Thurm hinan,
 (Man sieht von Eurem Thurm doch Osnabrück?)
 Dass ich noch einmal meine — meine Stadt
 Noch einmal sehe! —

Knabe.

Werft das Fenster offen;
 Die Burg liegt hoch. Seht da die liebe Stadt!

Benno.

In diesem schönen Thal! —
 Wie schön sie daliegt, von dem Sterbeglanz
 Des Tags verklärt! Wie mancher Edle dort
 Der einst mit stolzer Wonne mir sein Herz
 Entgegen trug und noch an seiner Thür

Mit Freuden mich empfinde! — Lebe wohl
 Mit deinen guten Bürgern, gute Stadt! —
 Leb wohl! und wenn des grossen Vaters Ohr
 Der Väter letzte Wünsche gnädig hört!
 So schwebe stets mein Segen wie der Herbst
 Mit nie erschöpftem Füllhorn über dir! — —*)

Benno ist der Erbauer des Schlosses und der Gründer der Benediktiner-Abtey Iburg, die auf den Grundmauern eines sächsischen, von Karl dem Grossen zerstörten Castell's steht: von Benno's Werk jedoch ist keine Spur mehr übrig geblieben, seine eigne Wohnung, der Bennothurm, ward gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts abgebrochen. Das jetzige Schloss ist im neueren Klosterstyle gebaut. Im Jahre 1070, am Clemenstage, ward der Altar der kleinen hölzernen Kapelle eingeweiht, welche zuerst, nachdem man das Gestrüpp ausgerodet, das die Trümmer der alten Sachsenfeste überwucherte, in Eile aufgezimmert wurde. Die rasche Vollendung des Werkes jedoch hinderte lange Benno's Entfernung aus seinem Stifte: erst als Gregor VII. 1085 zu Salerno verschieden war, durfte der Bischof wagen, zurückzukehren und seine Iburg auszubauen, die durch den Einsturz ihrer ersten Structuren ihm, dem geschickten Baumeister, dem Wiederhersteller des Speyrer Dom's, wenig Ehre gemacht hatte. In dem Altar der neuen Klosterkirche liess er eine Höhlung anbringen, wie sie der Hochaltar der Kathedrale zu Brixen hat: vor dem hatten Kaiser Heinrich's Bischöfe, Deutsche und Italienische, Pabst Gregor seiner Würde entsetzt; Bischof Benno aber war in die Höhlung geschlüpft, als er seine Stimme mit ihnen gegen seinen und der Christenheit Oberhirten erheben sollte. Als der Akt vorüber war, sass Benno wieder auf seinem Platze, als ob er nicht von der Stelle gewichen sei: — eine Handlung, von der wir kaum begreifen, wie der edle Bischof ihr ein solches Denkmal setzen mochte. Wo jetzt das Städtchen Iburg den Berg sich bis an die Thore der Abtei hinaufzieht, lag schon vor deren Gründung ein Ort, welchen eine Matrone Azela bewohnte, die mit frommer Liebe an dem Bischof hing. Sein Biograph Norbert, Iburg's erster Abt, hat uns die Worte aufbewahrt, mit welchen

*) Broxtermann's Gedichte, Münster 1794. „Bischof Benno“ entstand im sechszehnten Lebensjahre des Dichters.

er auf ihr dringendes Verlangen, an sein Sterbelager treten zu dürfen, antwortete: *eam se videlicet malle in futuro videre saeculo; ubi sincere, secure et jucundius mutuo fruerentur aspectu, quicumque se hic invicem in Christo puritate castae caritatis amassent.*

Benno starb im Jahre 1088 auf seinem Thurme zu Iburg, wo er die letzten Tage seines Lebens einsam ausgeruht hatte von all den Mühen seiner Fahrten und Züge durch Deutschlands Wälder, durch die Schluchten der Alpen und der Appeninen, durch Syriens Wüsten und die staubigen Flächen Palästinas: denn auch nach Jerusalem und dem gelobten Lande hatte sein reiches Leben ihn geführt — und wie sollte es nicht, da es ihm so oft seine Golgathahöhen gewiesen?

Nach Benno's Tode hob sich seine Stiftung um so rascher, als ihre schöne Lage sie zum Lieblingssitze der Bischöfe Osnabrück's machte, bis Ernst August I. von Braunschweig-Lüneburg 1680 das Schloss zu Osnabrück baute und dorthin seine Residenz verlegte. Jetzt Sitz einer Königlichen Behörde bieten ihre Gemächer nichts Sehenswerthes mehr da, als die Bilder der Osnabrückischen Fürsten, welche um 1653 von dem Römer Vitus Andreas Aloysius gemalt, aber eben keinen besondern Kunstwerth besitzend, den grossen, etwas verwahrlosten Saal schmücken, dessen Fenster zugleich eine weite schöne Aussicht bieten. Aber zu einer bessern Rundschau lockt uns ein mehr verheissender Punkt, die höchste Spitze des ganzen Gebirgszuges, der 1092 Fuss über der Meeresfläche erhabene Dörenberg. Nur durch ein schmales Thal von dem Schlossberge von Iburg getrennt, schützt gegen den Nord der Dörenberg die hellen Mauern der Abtei, die wie eine blanke Gürtelspange an der Mitte seines Riesenleibes den fernen südlichen Thalbewohnern prangen. Der jähe Steg führt durch dichtes Unterholz von weissstämmigen Birken und schlankeren Buchen auf den Gipfel, den eine Pyramide bezeichnet. Dort lacht ein Panorama vor uns auf, wie wir noch keines von solcher unbegrenzten Ausdehnung gesehen. Osnabrück reckt wie in nächster Nähe vor uns aus seinem Hasethal die Kuppel des Domes und das hohe kraftwüchsige Gethürm wie in die Wette mit seinem freundlichen Gartenträger Gertrudenberg empor: uns näher rechts die dunkeln Mauern des kleinen Frauenklosters Oesede, dann Borgloh, weiter Melle, in blauer Ferne verschwim-

mend der Dümmersee: gen Osten die ganze Gebirgskette bis zur Weserscharte hin, unten Dissen mit dem hohen kegelförmigen Freden, der die Salinen von Rothenfelde überragt, weiter hinauf die Ruinen des Ravensberges: gen Süden und Südwesten die sparsamer bebauten Flächen des Kern's von Westphalen, der von den Thürmen von Münster bezeichnet wird, begränzt von den Gebirgen der Ruhr: nach Westen endlich dehnt ein niederer Höhenzug sich aus, um als Endpunkt die Trümmer der Tecklenburg zu zeigen, immer mehr verflacht noch einmal unter dem Schlosse von Bentheim sich aufzuraffen und dann völlig in der grossen nördlichen Abdachung zu verschwinden.

Vor Allem zieht der alte Bischofssitz Osnabrück hier unsre Blicke auf sich. In einem breiten von der Hase durchschlängelten Thale zieht die endlos lange Hauptstrasse, die fast den ganzen Ort bildet, von Süden nach Norden sich bis an den Fuss der unbeträchtlichen Höhe, welche die Gebäude des ehemaligen Frauenstifts zum Gertrudenberg trägt: mehr schmuck, reinlich und hell als grosstädtisch, überragen ihn doch vier Kirchen, die das Moment des Imposanten einer alten geschichtlich denkwürdigen Stadt auf's würdigste vertreten; auch das Waterloo-Thor, ein Denkmal der in der Schlacht Gefallenen, die Statue Möser's, das geräumige fürstbischöfliche Schloss sind Zierden, wie eine Landstadt sie nicht besitzt.

Das Bisthum Osnabrück, (Osenbrügge, wohl ursprünglich die Hase-Brücke, woraus die fränkische Aussprache den jetzt gebräuchlichen Namen bildete,) verdankt seine Entstehung Karl dem Grossen, dessen hoher schwerer Stab, eine Eisenstange umgeben von den Ringen einer gewaltigen Schilfpflanze, noch jetzt in dem Dome gezeigt wird. Früher hatte Bernhard, der Apostel dieser Gegenden auch hier, im Gau Tregwithi, das Christenthum gepredigt und eine Kapelle errichtet; Karl erhob sie 783 nach seinem grossen Siege an der Hase zur Münsterkirche und sein Feldbischof Egilfried von Lüttich weihte den ersten Altar des erweiterten Gotteshauses, dem heiligen Petrus das Stift, den heiligen Crispin und Crispinian, welche zu Soissons die Märtyrerpalme erworben haben sollen, den Altar zum Schutze anbefehlend. Der erste Bischof war ein Zögling der damals berühmten Schule zu Utrecht und hiess Wiho, wahrscheinlich englischer Abstammung; eine Schule für lateinische

und griechische Sprache ward mit der neuen Stiftung verbunden und das „*Carolinum*“ Osnabrücks ist stolz auf seinen mehr als zwölfhundertjährigen Bestand. Nach dem Falle Heinrichs des Löwen erscheinen die Bischöfe zuerst mit der weltlichen Jurisdiktion belehnt, als Fürstbischöfe. Der Westphälische Frieden, der in dem „Friedenssaale“ des Rathhauses mit den Gesandten Schwedens hier geschlossen wurde, gab dem Hause Braunschweig-Lüneburg das Recht, den fürstbischöflichen Stuhl, abwechselnd mit einem katholischen Prälaten, zu besetzen. So wurde der letzte Herzog von York mit der Inful von Osnabrück bekleidet, als er sieben Monate alt war, und Sterne konnte desshalb zwei Jahre später ein Buch ihm „Dem Hochwürdigsten, in Gott Vater, (nur drei Jahre alt) u. s. w.“ widmen. —

Im Jahre 1100 brannte die Domkirche ab sammt der Burg des Bischofs Wieho II., der nun den Bennothurm in Iburg bezog und so den Anfang zu der Residenz der spätern Bischöfe in diesem Kloster machte. Sein Nachfolger Johann I. erbaute bis zum Jahre 1107 die jetzige Cathedrale in schwerfälligem vorgotischem Style; das Innere hat sich seine byzantinischen Strukturen von einer Restauration im Geschmacke des *siècle de Louis XIV.* verzierern lassen müssen, und entbehrt dadurch ganz eines grossartigen Totaleindrucks. Die beiden Thürme von ungleicher Höhe und Dicke wurden einige Jahrzehnte später von Bischof Udo von Steinfurt errichtet. Das Collegiatstift und die schöne Kirche zum heiligen Johannes dem Täufer in der jetzigen Neustadt, verdanken ihre Entstehung (1011) dem gelehrten Bischof Detmar, der auch eine Bibliothek bei der Domkirche anlegte und mit eigner Hand fünfzig Bücher dafür schrieb.

Es knüpft sich mancher berühmte oder ruhmwürdige Name an die Stadt: zuerst der Rudolphi von Benninkhaus, des Westphälischen Hans Sachs, der hier im sechszehnten Jahrhundert in 37 Komödien dem Geschmacke und derben Witze seiner Zeit huldigte: dann der Hamelmann's, welcher zu Osnabrück geboren, als eifrig für das „*evangelium renatum*“ wirkender Superintendent in Oldenburg ausführlich die Reformationsgeschichte fast jeder Westphälischen Stadt geschrieben, und dadurch eine Hauptquelle für unsere historische Forschung geliefert hat. Der Abt Jerusalem ward 1709 in Osnabrück geboren; neben dem oben erwähnten Broxtermann ist der ältere Dichter von Bar zu nennen, der

durch *Epîtres diverses* im Geschmack der französischen Literatur zur Zeit Friedrich's des Grossen berühmt wurde. — In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden einem hochgestellten Beamten Osnabrücks zwei Knaben geboren, welchen mehr jedoch als allen diesen Genannten gegeben war, um der Stolz ihrer Vaterstadt zu werden; aber ihre Wege liefen wunderbar auseinander, und während der eine zu einem glänzenden Ziele gelangte, welches eine bronzene Ruhmessäule bezeichnet, ist des andren Namen verschollen und verklungen. Der älteste lief, als er ein draller Junge geworden war, eines schönen Morgens in die weite Welt, um sein Glück darin zu suchen, und kam bis nach Münster; aber als das erste, was die weite Welt ihm bot, sich als ein Siebenpfennigstück auswiess, so ein Domherr ihm schenkte, nebst einem Ei mit etwas erbetteltem Brode, das eine ihm begegnende Vagabundin mit ihm theilte, da ging er nach Hause zurück und stiftete mit zwei andern Jungen eine gelehrte Gesellschaft. Der jüngere Bruder wanderte weiter: er studirte in Jena so viel Schulden zusammen, dass es ihn aus dem Musensitze in die völlige Barbarei trieb; die Folgen seiner academischen Bestrebungen um die Gelehrsamkeit des Rechts führten ihn in's schreiendste Unrecht, in's Land des Corsarennährenden Tripolis. Unterdess beschäftigte der ältere Bruder sich daheim mit Patriotischen Phantasien. Jener speculirte auf Sklavenhandel und trieb sich auf dem Bazar des Dey's, unter den grimmen flammigwilden Scheik's umher. Dieser sass zu Hause voll stiller Verehrung zu den Füßen der geistreichen Demoiselle de Bar, und hörte ihr bildendes Gespräch über die *Epîtres diverses* ihres Herrn Vaters, über die Marquise du Chatelet, über St. Evremont und die Gottschedin an, und was die Verehrungswürdige sonst auf's Tapet bringen mochte, um einen talentvollen jungen Menschen zu decrassiren: oder er las ihr seine regelrechte Tragödie Arminius in klingenden Alexandrinern vor. Der jüngere verlegte sich, als es mit dem Tripolitanischen Handel nicht kleckte, auf die Alchymie und suchte den Stein der Weisen; der ältere fand das Gold; er schüttelte es in gediegenen Körnern aus dem Staube alter Pergamente, schmolz die einzelnen Körner zusammen, setzte das Gepräge seines Geistes darauf und hinterliess seiner Vaterstadt den goldnen Schatz, die „Osnabrückische Geschichte“. — Der jüngere kehrte endlich



Lipsing & Kunze Verlag

ONNA BRÜCK

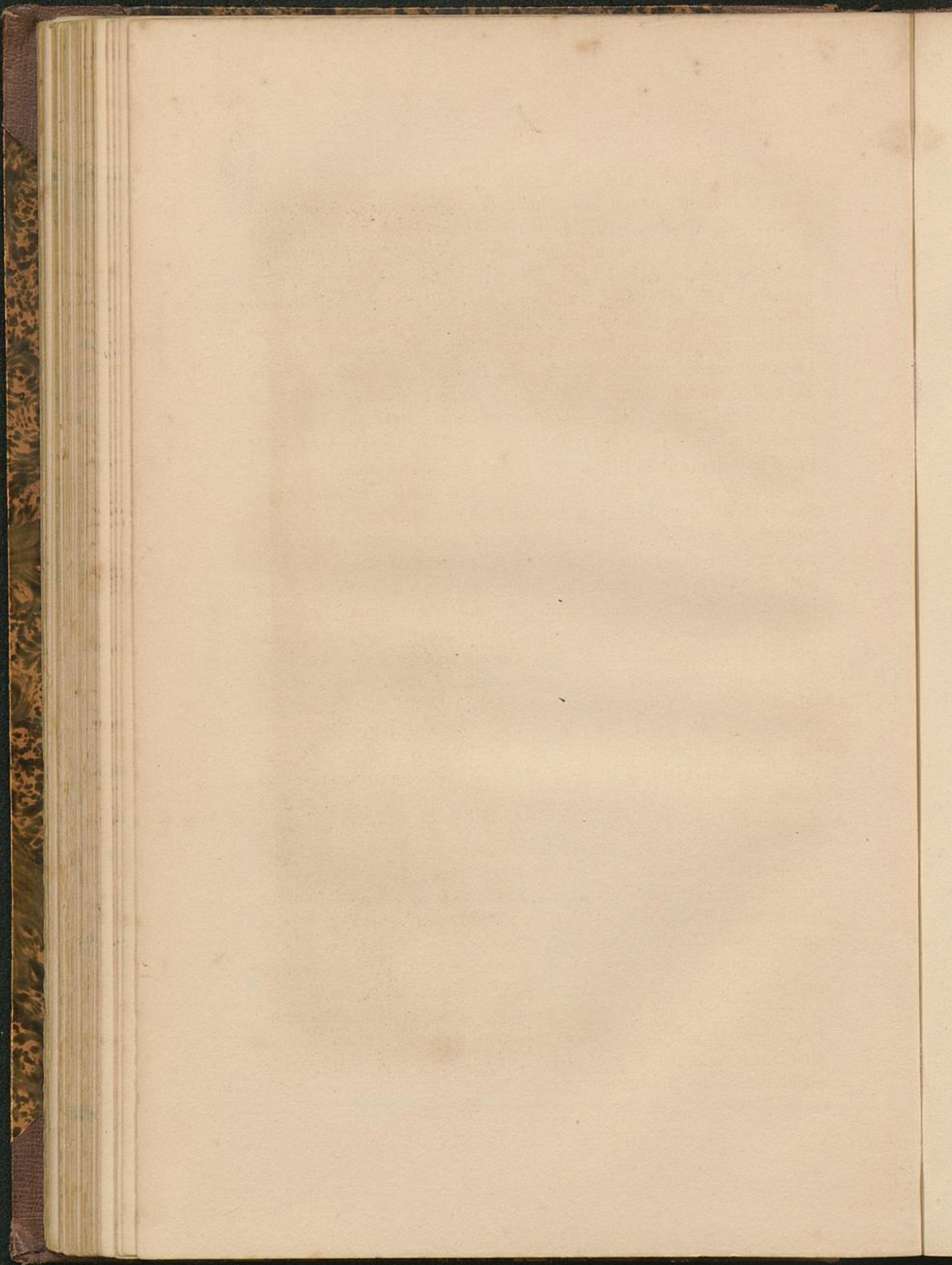
durch *Epîtres diverses* im Geschmack der französischen Literatur zur Zeit Friedrich's des Grossen berühmt wurde. — In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden einem hochgewählten Beamten Osnabrücks zwei Knaben geboren, welchen mehr jedoch als allen diesen Genannten gegeben war, um der Stadt ihrer Vaterstadt zu werden; aber ihre Wege liefen wunderbar auseinander, und während der eine zu einem glänzenden Ziele gelangte, welches eine bronzene Ruhmessäule bezeichnet, ist des andren Namen verschollen und verklungen. Der älteste lief, als er ein draller Junge geworden war, eines schönen Morgens in die weite Welt, um sein Glück darin zu suchen, und kam bis nach Münster; aber nie das erste, was die weite Welt ihm bot, sich als ein Siebespfännchen anwies, so ein Domherr ihm schenkte, nebst einem Ei mit etwas erbetteltem Brode, das eine ihm begegnende Vagabundin mit ihm theilte, da ging er nach Hause zurück und stiftete mit zwei andern Jungen eine gelehrte Gesellschaft. Der jüngere Bruder wanderte weiter: er studirte in Jena so viel Schulden zusammen, dass es ihn aus dem Hochstift in die wilden Herberstei trieb; die Folgen seiner ausschweifenden Ausschweifungen um die Gelehrsamkeit des Rechts führten ihn zu schrecklichen Excessen. In's Land des Corsircanischen Trupps. Während Ausschweifungen der ältere Bruder sich betrug um die holländische Pflanzung. Jeder specialirte auf seinen Stand und trieb sich auf dem Bazar der Dey's, unter den grünen Baumgewölben Schenk's an. Dieser sass zu Hause voll stiller Verehrung zu den Füssen der geistreichen Demoiselle de Bar, und hörte ihr bildendes Gespräch über die *Epîtres diverses* ihres Herrn Vaters, über die Marquise du Chatelet, über St. Evremont und die Gottschedin an, und was die Verehrungswürdige sonst auf's Tapet bringen mochte, um einen talentvollen jungen Menschen zu decassiren: oder er las ihr seine gereimte Tragödie Arminius in klingenden Alexandrinern vor. Der jüngere verlor sich, als es mit dem Trugstänischen Handel nicht kleeckte, auf die Alchymie und suchte den Stein der Weisen; der ältere fand das Gold; er schüttete es in gediegenen Körnern aus dem Staube alter Pergamente, schmolz die einzelnen Körner zusammen, setzte das Gepräge seines Geistes darauf und hinterliess seiner Vaterstadt den goldnen Schatz, die „Osnabrückische Geschichte“. — Der jüngere kehrte endlich



J. H. W. Meyer del.

ONNA BRÜCK

Verlag d. H. W. Meyer



zerschlagen heim, und im Grimm darob, dass der Stein der Weisen ihm entgangen war, hielt er sich an die Thoren, und schrieb ihre Thaten auf, in hohen Aktenstössen, Beiträge zur Geschichte des modernen Faustrechts, wie sein Bruder das mittelaltrige beschrieben hatte. Sie haben keine Leser gefunden bis jetzt, die ein andres Votum als das auf Pranger und Galgen darunter gesetzt hätten, und harren desshalb auf die poetische Verklärung durch den Moderglanz der Jahrhunderte, in der Registratur des peinlichen Gericht's zu Osnabrück. Denn Johannes Zacharias Möser endete als Criminal-Actuar und ward 1767 *ad acta* gelegt, Justus aber, sein älterer Bruder, steht auf der Domfreiheit in glänzendes Erz gegossen und ist der Westphälische Franklin, der grosse Mann von Osnabrück geworden.

Justus Möser's Verdienste und geistige Thaten zu analysiren, ist Aufgabe der deutschen Culturgeschichte geworden; sie hat zu zeigen, wie er vom Besondern zum Allgemeinen, vom Einzelnen zur grossartigen Ueberschau ausgehend, die gediegensten Resultate für praktische Lebensweisheit und Politik, für Legislation und Erziehung gewann, und durch seine Entwicklungen, welche von dem Festen, Gegebenen aus, durch die sichere Folgerung hindurch, zur allgemeinen Wahrheit kommen, der Gründer deutscher Staatsweisheit ward. Die Statue, welche ihm 1836 seine Vaterstadt errichtet hat, gibt die Züge, die hohe klare Stirn, die gebogene edelgeformte Nase, den geschlossenen, von Energie sprechenden Mund mit der geistreich schmalen Oberlippe des Repräsentanten des „tüchtigen Menschenverstandes“ in gelungener Aehnlichkeit wieder. Unbedeckten Hauptes, in der linken Hand eine Pergamentrolle, die rechte wie lehrend gehoben, ist die Gestalt ein schönes Denkmal moderner Plastik; das geschmacklose Costüm des vorigen Jahrhunderts bedeckt ein faltenreicher Mantel, der dem ganzen Bilde etwas priesterhaft Ehrwürdiges gibt. — Es ist von dem Bildhauer Drake in Berlin unter Rauch's Leitung modellirt und gegossen.

Die alten Befestigungen von Osnabrück sind in Spaziergänge umgewandelt, die besonders nach Süden und Westen hin eine schöne Aussicht auf reiche Gartenanlagen umher und die fernen bewaldeten Berge gewähren; unter den wenigen Thürmen, die sich noch erhalten haben, ist einer, der „Bock“ merkwürdig als Gefängniss eines Grafen von der Lippe und bald darauf eines

Grafen von Hoya, die im vierzehnten Jahrhundert in seine Verliesse gesperrt wurden: die Sage erzählt, es sei ein Graf von Tecklenburg darin bestrickt gewesen und weiss nach alter Chronik das folgende:

Einst nach langer Fehde hatte der Graf von Tecklenburg mit den Osnabrückern Friede geschlossen und sandte wöchentlich einen Diener mit einem Esel in die Stadt, um den Fleischvorrath für seine Burg zu holen. Nun liess er eines Tages den Metschern sagen, der festgesetzte Preis für ihre Waare sei zu hoch und er wolle diese jetzt um ein gewisses weniger, das er von dem mitgesandten Gelde abgezogen hatte. Die Metscher von Osnabrück aber waren grobe Leute in jener Zeit; sie schlugen den unglücklichen Träger der Botschaft todt und packten seine zerhauenen Glieder in die Tragkörbe des Esels, der ruhig den gewohnten Weg nach seinem Stalle heimwanderte. Als der Graf von Tecklenburg nun das Unheil erkannte, das dem Boten widerfahren, der zwar nur Leibeigner, aber doch sein Diener war, und vollends als er am Sonntage keinen Braten auf seiner Tafel hatte, ergrimmte er und rief seine Vasallen zur Fehde auf. Die Städter aber hatten einen Hinterhalt gelegt, sie schlugen seine Schaaren und bekamen ihn selbst gefangen. Da haben sie ihn in einen eisernen Käfig gesteckt, in dem er weder liegen noch stehen konnte und ihn acht Jahre lang in einem düstern Thurme so peinvoll schmachten lassen, bis er sich lösen konnte mit drei ganz blauen Windhunden, drei Rosenstämmen von gewisser Höhe ohne Dorn, und einem Scheffel voll ganz seltener Münzen. Dies wurde beschafft, obwohl sie es nur zum Spotte als Lösegeld gefordert hatten; die Windhunde, nachdem man die blaugefärbten Alten in ein blaues Zimmer eingesperrt und nur mit blauen Speisen gefüttert hatte; die Rosenstöcke waren durch Glasröhren geleitet worden und die seltenen Groschen nah und fern gesammelt. Da wurde der Graf nach beschworener Urfehde entlassen; doch hat er sich später blutig gerächt; der Käfig und der Thurm aber werden noch gezeigt.

Diese Erzählung leitet uns hinüber nach dem einige Stunden westlich von Osnabrück liegenden Tecklenburg, dem Sitze eines ausgestorbenen, einst mächtigen und kriegerischen Dynastengeschlechts, der Grafen von Tekeneborg, oder Tecklenburg, die im Mittelalter Schirmvögte der Bisthümer Münster und Osnabrück

waren. Es ist ein neuer romantischer Punkt mit hochgelegenen, doch sehr zerstörten Burgtrümmern und einem Städtchen, das sich an den Hügel lehnt, worauf die Ruinen nach allen Seiten hin über Münster, Osnabrück und Bentheim hinausschauen, über ein bewaldet hügellichtes oder ebenes, hier und da von Haiden und Sandflächen durchflecktes, von Kiefernainen verdüstertes Land, an dessen Horizont fernste Gebirge im Ravensbergischen und der Ruhrgegend mit blau verdämmernden Wellenlinien oder leis wie geträumte Wolkengebilde heraufduften.

Die Trümmer des Tecklenburger Schlosses deuten auf einen ungewöhnlich grossen Raum, den es umfasst haben muss; doch ist nur das Portal, welches nach Norden hin den Eingang bildete, fast unversehrt erhalten worden: über demselben reihen sich die Wappenschilder der fürstlichen Geschlechter von Sachsen, Hessen, Barby, Brandenburg, Schwerin u. s. w., mit denen das erloschene Dynastenhaus verwandt geworden, aneinander. Von diesem Portal aus sieht man unter sich das Städtchen Tecklenburg wie ein Schwalbennest an die abschüssige Bergwand, unter den schirmenden Sims der Burg hingekittet; weiter hinüber nach derselben Seite hin den ziemlich jähem Schafberg, der Kohlenflötze im Innern birgt, und an seiner westlichen Wurzel das Städtchen Ibbenbüren, dann unfern davon, im Schoose dichter Waldungen das ehemalige Kloster Gravenhorst, wo jetzt, statt der Busspsalmen, die Gluten der Schmelzöfen das Eisen in Guss lodern: nah unter uns taucht aus den grünen Buchenwipfeln des Forstes Sundern das Dörfchen Ledde mit seinem Kirchthurm, wie ein Schiff mit bewimpeltem Mast aus grüner Meerfluth, auf. Rechts vom Schafberge nach Osnabrück hin liegt das Halerfeld, eine stundenlange Haide, auf welcher Heinrich der Löwe den Grafen Simon II. von Tecklenburg und seine verbündeten Ghibellinen zu vielen Tausenden bestrickte oder erschlug. In einer Senkung des Schlachtfeldes liegen gewaltige Granitblöcke doppelt gereiht neben einander, und auf den paarweise zusammengestellten Colossen lastet eine noch gewaltigere Masse: es sind die „Slopsteine“, Schlafeswächter für den Helden, der sich hier gebettet haben mag; ein Heidenkönig, sagt das Volk, ruhe in goldenem Haushalt (Sarge) unter den Steinen. Des Nachts erglühen sie und stehen wie riesige Geisterlampen, dem aufstehenden König sein nächtlich Schaffen zu beleuchten auf der

dunklen Haide. Ein Zauber machte es unmöglich, sie zu zählen. Der Zauber muss jetzt gewichen sein, denn man bringt mit leichter Mühe die Zahl 54 heraus. Es ist eines jener vorchristlichen Denkmale, die man im nördlichen Westphalen so häufig findet und Hünensteine nennt, Opferaltäre und Fana der Germanen, früher von der heiligen Siebenzahl alter Eichen und Buchen überschattet, jetzt meist auf nackter offner Haide den einsamen Hirten gegen den Windzug beschützend, der über die Fläche durch das braune Haidkraut pfeift und lispelnd die Halme des Sandhafers biegt, eine graue Staffage in ein nebelhaft farbloses Bild Ossianscher Poesie. —

Schreiten wir vom nördlichen Portale der Burg, zu den verlassenenen Höfen, wo verwittertes Gemäuer nicht einmal mehr den Plan der grossen Feste andeutet, von der ein alter Geschichtschreiber über „des heil. Röm. Reichs uralte hochlöbliche Graffschaft Tekelenburg“ folgende Beschreibung macht: In den mittelsten Wall ist zu sehen der grosse fünfkantige Thurn, ist ein gar altes rares und ungewöhnliches Gebäw, so in gantz Teutschland, Italien und Frankreich nur zwo seines Gleichen haben soll, dessen oberster Theil heutiges Tages den ordentlichen Hochgräffl. *Musicis* und dem Uhrwerk zum Gebrauch: der mittelste, zur Verwahrung Kraut und Loh't's, der unterste Theil aber denen grossen Uebelthätern zur Gefängniss verordnet. — Dasselbst ist auch zu beobachten der Unter-Erdische Gang, mit einer starken eisernen Thüren verwahrt, so tieff, raum und weit, dass ein Reuter gemächlich hindurch reuten kann: der Eingang desselben ist zwar bekannt, der Ausgang aber ist Niemand bewusst, nur dass auff einem bey die zwo Meilen abgelegenen Berg eben ein solcher Gang ist, welcher mit diesem übereinkommen soll. Den Weg der sonst stracks auff's Schloss hinauff gegangen, hat die Hochgeborene Gräfin Anna, Christmilter Gedächtnis, zwischen die hohe Mauern umb den Wall herum machen und verordnen lassen: der dann erstlich hinauf führet zum Gerichthause, darin das Hoff- und Nieder-Gerichte zu gewisser Zeit gehalten wird, dagegen über die grosse Linde mit Mauren rings umgeben stehet, darunter den Uebelthätern, so vom Leben zum Tod hingerichtet werden sollen, das Endurtheil gesprochen und vorgehalten wird: Ferner zur Hameyen und so durch das herrliche neuauffgebawte und schön gewölbte Thor auf den Unterplatz (alda das Bawhaus,

Mahrställe u. s. w. ihren Ort haben) dann fort über die Brücken durch ein Gewölb, so über sich die Cantzeley trägt auf den Oberplatz, da dan das rechte Castehl und die mit Tapeten, vergüldeten Ledder auch sonst mit gar schönen Gemälden und Schildereyen wolgezierte Gemächer besehens wehrt seyn. — Im herunter spatzieren vom Castehl gehet man auf die linke Hand durch ein hoch Thor auff den Hagen alwo der Renn- und Reitplatz: Item der schöne grosse Kraut- und Lustgarten mit schönen Lauben und Lusthäusern geziert, wie dann auch des Eltisten Fräuleins, Fr. Sophiae Agnes Hochgräfl. Gn. besonderer Kraut-Baum- und Lustgarten ihren recht wolverordneten anmühtigen und lustigen Ohrt haben.

Diese ganze Hochgräfl. gnädigst wolverordnete anmühtige Gebäwherrlichkeit liegt zerstört, und gestattet uns auch nach Süden hin einen ungehemmten Blick in die mit überraschender Schönheit vor uns auflachende Landschaft. Tecklenburg liegt wie auf der Handwurzel des Armes, den des Teutoburger Waldes Riesenleib nach dem Meere im Westen ausstreckt, ohne es erreichen zu können, wie er auch die langen Finger über die Haide legt und reckt. Man sieht dem gigantischen Zeigefinger von der Südseite des Burghofes bis über das Dorf Brochterbeck hinaus nach, wo die übereinandergetürmten Felsmassen des Königssteins liegen, welchem der alte Blücher einst seinen Namen einhauen liess; im nächsten Vordergrund vor uns liegt der gewaltige Daumen, eine Bergwand, die man den Klee nennt; im Raume zwischen ihm und der Tecklenburg grünt ein liebliches Thal mit den Edelhöfen Mark und Hülshoff, von einem Bache durchschlängelt, der sieben Mühlen treibt. Jenseits des Klee schaut wie ein dunkler Kern aus den grünen Wald- und Flurenhülsen der Flecken Lengerich herauf, in dessen Pfarrkirche von Osnabrück und Münster her die Gesandten des Westphälischen Friedens zu gemeinsamen Berathungen zusammen kamen: der päpstliche Legat Chigi (später Papst Alexander VII.) residirte dort: man erzählt noch seinen Ausspruch, als man ihm den Stolz des Ortes, das Kräuterbier „Gräsing“ crendenzte: *adde parum sulphuris et erit potus infernalis.* —

Das Geschlecht der Grafen von Tecklenburg, deren Stamm- baum Cobbo, Kaiser Ludwigs des Deutschen Grafen in diesen Gegenden und Heerbannsführer in der unglücklichen Normannen-

schlacht bei Ebstorf im Lüneburgischen (880), als ersten Ahnen nennt, war lange Zeit das Einflussreichste und mächtigste Westphalens. Aber innere Zerwürfnisse, und besonders der Mangel an einem festen Erbgesetze für die Erstgeburt, der einzelnen Regenten Unentschlossenheit und widrige Geschieke, die es gewöhnlich auf die Seite der schwächeren Parthei in den Ghibellinen- und Welfen- oder den spätern Religionskriegen Deutschlands führten, schwächten es, bis es sich selbst in Erbstreitigkeiten aufrieb und im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Krone Preussen sich die Grafschaft durch Kauf erwarb. — Den nördlichsten Punkt, wohin unsre Wanderung uns führen soll, bilden die Dörenther Klippen bei Ibbenbüren, eine in wilden wunderbaren Formen aufeinander gethürmte Reihe von imposanten Felsmassen: an den höchsten und am auffallendsten geformten dieser Felsen, das „hockende Weib“ knüpft sich eine Sage, in welcher die Erinnerung an die vorgeschichtlichen Erdrevolutionen nachklingt, denen alle Bergformationen ihre Entstehung verdanken. Einst, als das hohe Wasser noch die Ebene bedeckte, lebte eine arme Frau in dieser Gegend, deren einziger Reichtum zwei fromme Kinder waren: wie sie nun eines Tages sitzt und spinnt, da kommt der älteste Bube in die Hütte gesprungen und schreit: das Wasser, das Wasser! sie schaut erschrocken hinaus und sieht, wie die Fluth sich heran wälzt, bis an die Schwelle schon rauschend; da nimmt sie ihre Kinder auf den Rücken und keucht der nächsten Höhe zu — die Wogen brausen ihr nach, sie netzten ihren Fuss — schon den Saum ihres Kleides — da sinkt sie in die Kniee und betet um ihrer Kinder Leben und der Herr erhört sie und verwandelt sie in den Felsen, auf dessen Rücken die Kinder sicher sind, bis die Fluth sich wieder verlaufen hat.

Von einem der Schlösser und Güter, die zerstreut im Teutoburger Walde liegen, erzählt man die Geschichte vom blonden Waller, der, nachdem er mit andren Gästen den Abend verzecht, in einer Nacht graues Haar bekam. Sie mag, ehe wir das Gebirge verlassen, in poetischer Gewandung folgen.

'ne kleine Burg im Walde steht,
So recht zusammen fest gebaut,
Am Thor das Fensterlein, draus spät
Und früh der Wächter hat geschaut;

Schiesscharten lügen rings umher,
Die Brücke wiegt und knarrt im Sturm,
Und in des Hofes Mitte, schwer,
Plump wie ein Mörser, steht der Thurm.

Da siehst du jetzt umhergestellt
Manch feuerrothes Ziegeldach,
Und wie der Stempel steigt und fällt,
So pfeift die Dampfmaschine nach;
Es rauscht die Form, der Bogen schrillt,
Es dunstet Scheidewassers Näh,
Und über'm grauen Wappenschild
Liesst man: *Monlin à papier.* — — —

Es war tief in die Nacht hinein
Und draussen heulte noch der Sturm,
Schnob zischend an dem Fensterstein
Und drillt den Glockenstrang am Thurm;
In seinem Bette Waller lag
Und las so scharf im Ivanhoe,
Dass man gedacht, bevor es Tag,
Sei England's Königreich in Ruh.

Er sah nicht, dass die Kerze tief
Sich brant' in seiner Flasche Rand,
Der Talg in schweren Tropfen lief
Und drunter eine Lache stand,
Wie träumend hört' er das Geknarr
Der Fenster, vom Rouleau gedämpft,
Und wie die Thüre mit Geschnarr
In ihren Angeln zuckt und kämpft.

Sehr freut er sich an Bruder Tuck —
Die Sehne schwirrt, es rauscht der Hain —
Da plötzlich, ein gewalt'ger Ruck,
Und hui, die Scheibe klirrt hinein:
Er fuhr empor — weg war der Traum —
Und deckte mit der Hand das Licht:
Ha, wie so wüst des Zimmers Raum,
Selbst ein romantisches Gedicht!

Der Sessel feudalistisch Gold,
Am Marmortisch die Greifenklau,
Und über'm Spiegel flatternd rollt,
Ein Banner, der Tapete Blau;
Im Zug, der durch die Lücke schnaubt,
Die Ahnenbilder leben fast
Und schütteln ihr behelmtes Haupt
Ergrimmt ob dem plebejen Gast.

Der blonde Waller mogte gern
 Sich machen einen kleinen Graus,
 So nickt er spöttisch gen die Herrn,
 Als fordert er sie keck heraus.
 Die Glocke summt — schon Eins fürwahr! —
 Wie eine Boa dehnt er sich,
 Und rückt an dem Pistolenpaar,
 Dann rüstet er zum Schläfe sich.

Die Flasche fassend einmal noch
 Er leuchtete die Wände an:
 Ganz wie 'ne alte Halle doch
 In einem Scottischen Roman!
 Und — ist das Nebel oder Rauch,
 Was durch der Thüre Spalten quillt?
 Es wirbelt in des Zuges Hauch,
 Und dunstig die Paneele füllt

Ein Ding — ein Ding wie Grau in Grau,
 Die Formen schwanken — sonderbar!
 Doch — ob sich schärft der Blick? — den Bau
 Von Gliedern nimmt er mählich wahr;
 Wie über'm Eisenhammer schwer
 Und dicht des Rauches Säule wallt,
 Ein Zucken flattert drüber her,
 Doch hat es menschliche Gestalt.

Er war ein hitziger Kumpan,
 Wenn Wein die Lava hat geweckt:
Qui vive? und leise knackt der Hahn,
 Der Waller hat den Arm gestreckt.
Qui vive? — 'ne Pause — *ou je tire!*
 Und aus dem Lauf die Kugel knallt;
 Er hört sie schlagen an die Thür,
 Und aufwärts prallen mit Gewalt.

Der Schuss dröhnt am Gewölbe nach
 Und, eine schwere Nebelschicht,
 Füllt Pulverbrodem das Gemach:
 Er theilt sich, schwindet, das Gesicht
 Steht in des Zimmers Mitte jetzt,
 Ganz wie ein graues Bild aus Stein,
 Die Glieder fest und unverletzt,
 Die Züge edel, streng und rein.

Auf grauer Locke grau Barett,
 Mit grauer Hahnenfeder drauf; —
 Der Waller hat so sacht und nett
 Sich hergelaugt den zweiten Lauf;

Noch zögert er — ist es ein Bild,
 Wär's zu zerschiessen lächerlich,
 Und ist's ein Mensch — das Blut ihm quillt,
 Ein Geck, der unterfänge sich! —

Der Finger zuckt, und wieder Knall
 Und Pulverdampf — war das Gestöhn?
 Er hörte keiner Kugel Prall,
 Es ist vorüber, ist geschehn!
 Der Waller seufzt: verdammtes Hirn!
 Auf einmal ist er kalt wie Eis;
 Der Angstschweiss tritt ihm auf die Stirn,
 Er starret in den Nebelkreis.

Ein Aechzen oder Windeshauch,
 Doch nein, der Scheibensplitter schwirrt;
 O Gott, es zappelt, nein, der Rauch,
 Gedrängt vom Zuge, kämpft und wirrt;
 Es woget, wirbelt, aufwärts wallt,
 Und — wie ein graues Bild von Stein
 Steht nun am Bette die Gestalt,
 Da wo der Vorhang sinkt hinein.

Und drüber knistert's wie der Brand
 Des Funkens, der elektrisch lebt;
 Nun zuckt ein Finger, nun die Hand,
 Allmählich nun ein Fuss sich hebt,
 Hoch, immer höher — Waller sinnt,
 Dann macht er schnell gehörig Raum,
 Und langsam in die Kissen lind
 Es sinkt wie ein gefällter Baum.

Ah je te tiens! er hat's gepackt
 Und schlingt die Arme wie 'nen Strick —
 Ein Leichnam todeskalt und nackt! —
 Er windet sich und will zurück —
 Es wälzt sich langsam, schwer wie Blei
 Gleich einem Mühlstein über ihn;
 Da that der Waller einen Schrei
 Und seine Sinne waren hin.

Am nächsten Morgen fand man kalt
 Ihn im Gemache ausgestreckt;
 's war eine Ohnmacht nur und bald
 Ward zum Bewusstsein er geweckt;
 Nicht irre war er, nur gepresst,
 Und fragt, ob Keiner ward gestört?
 Doch Alle schiefen überfest,
 Nicht Einer hat den Schuss gehört.

So ward es für 'nen Traum sogleich
 Und alles für den Alp erkannt;
 Doch zog man sich aus dem Bereich
 Und trollte hurtig über Land.
 Sie waren Alle viel zu klug,
 Und vollends zu belesen gar;
 Allein der blonde Waller trug
 Seit dieser Nacht eisgraues Haar. —

Es wären, ehe wir vom Osning scheiden, noch folgende Notizen über seine geologischen Verhältnisse zu geben. Von den zwei Gebirgssystemen Westphalens ist der Teutoburger Wald die spätere Bildung; er zieht in drei fast parallel mit einander laufenden Ketten; die nördlichste besteht aus Jurakalk und Sandstein, die mittlere, die älteste und nach Ausdehnung (nicht aber Höhe) die mächtigste, gehört der Muschelkalkformation an, die südlichste und dem Alter nach die jüngste, die unmittelbar aus der Ebene des Münsterlandes sich erhebt, ist aus Kreide und Quader- oder grünem Sandsteine zusammengesetzt. Die aus Jura- oder Muschelkalk und den übrigen Gliedern beider Formationen bestehenden Ketten erscheinen als eine Annäherung von mehr oder weniger sanft ansteigenden kuppenförmigen Bergen mit flachen muldenförmigen Thälern: kräftiger üppiger Pflanzenwuchs herrscht in den von den beiden genannten Gebilden bedeckten Gegenden; vor allen gedeiht die Buche und die herrliche Westphälische Eiche. Anderes zeigt die aus den Hauptgliedern der Kreidegruppe bestehende Kette; Kreide und Quadersandsteine haben auch hier den gewöhnlichen Charakter, (während der Jurakalk des Teutoburger Waldes so ganz verschieden von dem der Schweiz und Schwäbischen Alp ist). Die Berge dieser letzten Kette sind weniger abgerundet, oft steil ansteigend und erheben sich an manchen Punkten in Gestalt von mächtigen Felsmassen, sich vielfach gruppierend, schroff aus dem Boden. Ihre Vegetation ist spärlich, weite Strecken zeigen sich allein mit Haidekraut bedeckt, fast nur die Tanne, die mit ihren Wurzeln tief in das harte Gestein dringt und von der Luft zu leben versteht, gedeiht freudig und mächtig.

Von der Tecklenburg schreiten wir gen Westen fürder, Bentheim zu: ein Weg, der durch „Kämpe“ an einzelnen Gehöften der Sassen vorbei und hie und da über eine Haide führt, also

mitten in eine ächtwestphälische Welt hinein. Das ist die Westphälische Welt, die man geschmäht hat ohne sie zu kennen, ohne zu gedenken, dass damit alles ursprüngliche Germanische Sein und die Weise der Väter geschmäht wird, die hier wie nirgends sich bewahrt hat; die sich bewahrt hat wie die edelste Blüthe, ja die Basis aller deutschen Tugend, die Heilighaltung der Familie, deren Begriff noch voll jugendfrischer Kraft lebendig erhalten ist in den naturwüchsigen Gemüthern der Westphalen, durch alsassische Sitte gepflanzt, von dem Mannathau des Christenthums genährt, gehegt und gepflegt. Man sollte kein Ding nach dem Scheine beurtheilen, den ein willkürlich daneben gestelltes Licht auf dasselbe wirft: was beim Sinken des Tages grosse Schatten wirft, kann im Mittagsglanze sehr hell gewesen sein: man sollte, was ist, erst Geschichte werden lassen, ehe man es beurtheilt. Das Festhalten der Westphalen an ihrem Sein und Denken, ihre Unzufriedenheit, wenn die Zeit ihre verpuffenden Leuchtugeln und Zündstoffe unter sie schleudert — so manches Phänomen ihrer Geschichte, wie die Fehme, die merkwürdigen Wiedertäufer-Unruhen, (eine Ausgeburth des Protestantismus übrigens, nicht des Katholicismus, in dessen Schoosse nie solche sinnlichkrankhafte Fleischesemancipationen sich entwickelten) und vieles andere fordert ja ohnehin auf, der genetischen Entwicklung des Westphälischen Volksgeistes nachzudenken.

Der Kern Westphalens ist allerdings früher, vor den eingeführten Markentheilungen, in hohem Grade unwirthlich gewesen. Die Abgeschlossenheit von der Welt, diese entfernt und einsam liegenden Höfe, wo jeder auf seiner Gewehre so unbeschränkt Herr war, als er bei allem Thun auf sich selber sich angewiesen sah, der Mangel an aller Anregung von Aussen her, pflanzten als Hauptcharakterzüge Selbstständigkeit und Unlenksamkeit in das Gemüth der Eingeborenen. Sie hatten sich nur um ihren Boden zu kümmern, der stets dieselbe harte Arbeit ihnen abzwang, sahen ausser den Ihrigen nur die Eichen ihres Hofes, die einen Tag wie den andren ihre starken Aeste über sie schüttelten, hingen nur vom Wetter bei ihrer Thätigkeit ab, das immer dieselbe Rauheit sie gewahren, aber nicht mehr empfinden liess: in ihr ganzes Leben trat kein einziges Ereigniss, in all ihr Sein kein einziger neuer Gedanke. So wuchsen sie denn wie

ihre Eichen auf, stark, harten Holzes und tief in den Boden dessen, was einmal ihnen heimisch geworden, ihre Wurzeln schlagend. Neues trat nicht in ihren Kreis: so wurde das Alte ihnen das Ewige und heilig. — Man muss auf den Haiden und öden Landestrecken Westphalens Tagelang selber umhergestreift, Stundenlang auf einem seiner Hüenesteine sinnend gesessen und der braunen Unendlichkeit mit den Blicken nachgeschweift haben, um ganz empfinden zu können, wie eine solche Umgebung dem Gemüthe eine entschiedene Richtung in seine eigne Tiefe hinein gibt. Ringsum ist nichts als die dunkle Fläche mit schwacher Farbennüanzierung durch die Blüthe des Haidkrauts und des Ginsters; blaue Waldfernen begränzen den Horizont, hie und da schiesst schweren Fluges eine Krähe nahe an der Erde her, als ob sie den gelben Sandstreifen wie eine Schwalbe den Wasserspiegel behuschen wolle; eine zerstreute Schaafheerde, hinter welcher der Hirt im weissen „Haiken“ träumend einherwandelt, dient zur Staffage; in der Entfernung ragt eine verwitterte Buche über einer Wallhecke empor und auf ihrem höchsten dürrsten Aste ruht der Vogel der Melancholie, ein einsamer Storch, von dem euch die Leute erzählen, dass er seit Jahren darauf gesessen und jedes Frühjahr zu ihm zurückkehre, weil ihm ein Jäger einst sein Weibchen herunter geschossen habe — das ist alles, was ihr seht, nebst dem blauen Himmel, der sich darüber dehnt und auf weissen Wölkchen wie in Silbernachen die Frühlingsgeister trägt, die schlummernd über der Haide fortsegeln, um in glücklicheren Gegenden, fern hinter den still heraufduftenden Wäldern am Horizonte zu erwachen. Ihr habt den Boden, um darauf zu leben, aber Leben ist nicht darauf; ihr müsst es anderswo, in euch selber suchen. Die todte Natur weckt nicht die glänzenderen Fähigkeiten des Verstandes, sie zwingt nirgends zu vergleichen, zu combiniren, schnell zu erfassen; keine bunten wechselnden Erscheinungen wollen enträthselt, begriffen, durch schnelles Festhalten benutzt sein, keine Genüsse rasch ausgekostet. Daher kommen dem Volke, das die Haide bewohnt, die langsamen trägen Fassungskräfte, die schweranzuregende Theilnahmlosigkeit. Aber die todte Natur drängt die Gedanken des Menschen in seine eigne innere lebendigere Schöpfung, sie weisst ihn auf sich selbst und auf sein Gemüth an, und wie sie ihn von der Breite, die ringsumher nichts Anziehendes besitzt,

ablenkt, führt sie ihn in die Tiefe, wo des Wunderbaren so viel liegt. Das weite, principlose, miscellenartige Umfassen der Dinge, die peripherische Weltanschauung kann auf diesem Boden nicht wachsen, aber die centrale greift desto tiefer Wurzel — die centrale Weltanschauung mit dem Centrum Gott, der seinen Kindern so nahe ist in Westphalen, keine Viertelstunde über den rothglühenden Wolken der Abendsonne. In diesem Centrum sich fest und sicher fühlend, weiden sie voll träumerischer Ruhe ihre Schaaf und Lämmer auf den grünen „Kämpen“; dem Hirten, der auf dem Rücken liegt und in die Bläue starrt, fehlt nur eine Jacobsleiter, um in den nahen Himmel flugs hinauzusteigen und oben zuzuschauen, was jetzt die lieben Engel wohl machen; er hört das elegische Klingen der Herdenglöckchen an, in welches die langgezogenen Töne ferner Schalmeyen sich mischen, und ist selbst eine Art Lamm, das die Diener des Herrn hier weiden, bis einst der Heiland die Sorge übernimmt und die Seraphim auf den Schalmeyen von Gold und Diamanten blasen. Darum kennt er auch keine Furcht vor dem Tode, der ihn von dem schweren Mühsal auf undankbarem Boden erlösen wird, denkt viel an den Himmel und betet viel; ja, er kennt keine andere geistige Beschäftigung, und wenn er euch lesen sieht, fragt er: so andächtig?

Die centrale Anschauung gibt Festigkeit und daher das Festhalten an dem einmal Ergriffenen, das Zusammenwachsen mit dem einmal in's Bewusstsein Uebergegangenen, welches die historischen Phänomene erklärt, deren ich oben erwähnte. Die Fehmgerichte zuförderst waren nichts andres, als die alte karolingische Gerichtsverfassung, wie sie überall galt, aber nur in Westphalen, dem Entstehen der Territorial-Gerichtsbarkeiten, so wie Römischen und Canonischen Rechte zum Trotz festgehalten wurde. Bei den Wiedertäufer-Unruhen konnte die mangelnde Breite der Anschauung, das Unvermögen, sich zu umfassendem Ueberblick auf ihr Verhältniss zur deutschen politischen und religiösen Gesammtheit aufzuschwingen, allein in den Männern von Münster den Gedanken aufkommen lassen, ein Reich in ihrer Stadt zu stiften, das allen Ungläubigen an der neuen Zion zum Trotz, in der Mitte feindlicher Umgebungen sich werde behaupten können.

Westphalen ist ein Land des Bestandes; sein Fortschritt ein langsamer, aber desto kräftiger; ein Land ruhiger praktischer Vernunft, von des Südens Beweglichkeit so weit, wie von des Nordens grübelnder Gemüthlosigkeit entfernt; mehr der Historie als der abstracten Theorie hold, mehr der Beharrlichkeit, die ergründet, als der Vielseitigkeit, die umfasst aber nicht verdaut, zugewendet, — ein Land, wie das verwandte England, aber ohne dessen Thatkraft, — ein Land endlich, das einen entschiedenen ausgeprägten Character hat — und das ist auch ein Vorzug in so farblosen Zeiten.

Ich habe oben versucht, euch den Reiz und die Art von stiller resignirter Poesie anzudeuten, welche auch eine Westphälische Haide haben kann. Farbenreicher und auch schon anerkannter ist die Poesie, welche in den angebauten Gehölz-, Wiesen- und Kornreichen Gegenden, dem bei weitem grössten Theile unsres Landes, um den stillen vereinzelt Bauernhof sich lagert. Ich brauche hier nur an den patriarchalischen Oberhof zu erinnern, wie Immermann in seinem unvergleichlichen „Münchhausen“, ihn schilderte. Da habt ihr den ganzen poetischen Reiz solch eines Schulzen-, Meyer- oder Oberhofes, wie es in den verschiedenen Landschaften heisst, wohl etwas im Sonntagsputze, wie eine niedliche Bäuerin in der Operette, aber voller Treue sonst in jedem Detail: da liegt der geräumige, reinlich gehaltene Hof mit seinem grossen Strohdach, von einem Blütenregen des nahen knorrigten Birnbaums bestäubt, an ein Gehölz sich lehrend, dessen auffallend saftiges Grün der üppigste Epheu durchrankt; geschäftig umher werben in Speicher und Backhaus alle die stehenden Charactere solch einer Landwirthschaft; der verdriesslich gutmüthige „Baumeister“ oder Grossknecht spannt die Pferde ein, der Hofschulze hämmert an einem schadhaf gewordenen Rade und schlägt dem Füllen auf die Schnauze, das ihm schnuppernd Kneifzange und Nägel auseinander stöbert; die Enten auf dem Teiche schreien ihre langgezogenen melancholischen Töne aus, die Lerche trillert gellende Laute, einer der Knechte schärft mit Hammerschlägen seine Sense — überall Geräusch und Lärmen und dennoch eine tiefe Stille, eine wie ruhig schlummernde Natur: es ist, als ob die Töne aus der Natur hervor quöllten, das Geräusch ihres arbeitenden Schaffens wären; die Menschen, die Thiere sind wie eines mit ihr, Theile von

ihr, sie stören ihren Willen, ihr Wesen nicht, und ihr Wesen ist ruhige Stille. Setzt eine Fabrik, eine Dampfmaschine hierhin, und das Geräusch wird euch unerträglich scheinen: der Lärm, den der hämmernde Knecht macht, stört euch nicht, und wäre er zehnmal ärger; er stört die friedliche Idylle nicht, die über dem patriarchalischen Hofe schlummert und nur erwacht, wie eine blühende schmucke Lisbeth mit den kerngesunden Wangen, dem blonden geschniegelten Haare, den Augen so hell und rein blau, wie die blauen Blumen einer holländischen Theeschaale, vor euch tritt, wenn ein Immerman sie aus dem Schlafe aufruft. —

In den Bergen ist's eng, es zieht dich hinaus in die Weite,
 Endlos schliesset sich gern unsere Heimath dir auf,
 Gleichend des Meeres Gefilden, des Himmels unendlichen Weiten,
 Füllt mit Unendlichkeit sie, labet mit sinniger Lust.
 Nimmer die Seele verwirren des Lebens schimmernde Reize,
 Einfach der Ginster hier blüht, friedlich hier weidet der Hirt;
 Aber du hörst mit inniger Lust das Gezirpe der Grillen,
 Oder des Kibitzes Schrei, trittst du zu nahe dem Nest.
 Oder die Lerche, sie jubelt so hoch, du siehst nicht die Schwingen:
 „Komme zu mir, zu mir!“ lautet ihr fröhlicher Ruf.
 Bald erscheint dir am Saume des Waldes die einsame Wohnung,
 Langsam wirbelt der Rauch auf in die sonnige Luft.
 Still ist und lautlos der Hof, beschattet von Eichen und Linden,
 Bunt in der Kühle gestreckt liegen die Kühe voll Ruh,
 Während der mächtige Wall voll struppiger Eichen und Nussholz
 Heget das Feld und den Wald, hemmend den schweifenden Blick.
 Ganz ungesehen im Grunde hinrinnet und murmelt das Bächlein,
 Und der wachsame Hund gibt dir vom Hof das Geleit:
 Geh' nicht hinaus in die Welt, in die Weite, bitten sie alle,
 Bleibe bei uns und bei dir, heiter und sinnend allein.
 Gehst du zum wallenden Feld, die Aehren jährlich vergehen,
 Aber die Eichen rings — weisst du wie lange sie stehn?
 Wallst du auf dunkeltem Weg von der Wälle Gebüsch umwölbet,
 Singt dir das Vögeleingern selige Leiden in's Herz.
 Niemand begegnet dir, niemand vernimmst du, wenn nicht die Sonne,
 Blickend über den Steg freundlich dich Einsamen an.
 Wenn nicht ein Weg, tiefschattig den deinen und lautlos durchkreuzend,
 Wenn nicht das schmucklose Kreuz heil'ge Gedanken dir weckt.

So schildert den stillen Reiz seiner Heimath ein Dichter, in dessen tiefem Gemüthe die Eigenthümlichkeit des Landes wie zur

Blüthe sich gestaltet hat, und von dem ich noch die folgende Ballade hier einflechte, die uns zu einem andren poetischen Momente Westphalens, seinem Volksglauben hinüber leiten soll:

Auf springt aus dem Schlaf die emsige Magd:
„Die Glocke schlägt, gewiss hat's getagt!“
Auf die Haide geht sie eilend hinaus,
Zu lesen die Reiser zum Mittag aus.

Die Haide so weit, die Haide so still,
Ist klar wie am Tag: der Mond scheint nur still.
Die Haid' hat ihr silbernes Kleid angethan,
So wallend und weit, wer misst ihre Bahn?

Sie allein lebt auf Erden, sie feiert die Nacht;
Die Vögel vergassen der Morgenwacht.
Das Haidekraut flüstert einander zu;
Die Bäume, der Weg sind in tiefster Ruh.

Der Mond in der Bläue so strahlend weilt,
Als ob er bei ihr in Liebe verweilt;
Kein Wölkchen hemmt seinen schimmernden Pfad,
Tief unten nur Nacht sich gesammelt hat.

Die Maid sieht alles voll tiefstem Graus,
Sieht furchtsam zurück zum niedern Haus;
Das blinkt so glänzend im Mondenschein,
Als lebt es nun auch und für sich allein.

Da in der Helle ein Wagen erscheint:
Vier dunkle Rosse stürmen geeint;
Es kömmt kein Rauschen, es tönet kein Huf,
Und niemand lenket, kein eifriger Ruf.

Ueber die Wasser der Tiefe hinsprengt das Gespann,
Nicht rauschen, nicht kräuseln die Fläche begann;
Der Mond sieht wie sonst im Spiegel sich an:
Die Maid erstarret: da krähet der Hahn. *)

Was oben über Westphälischen Volkscharacter gesagt wurde, zeigt zugleich, dass unsere Heimath kein Boden ist, auf welchem eine reiche Einbildungskraft viel jener wunderbaren Blumen auf-

*) S. Gedichte von W. Junkmann, Münster 1836.

zöge, deren Samen und Keime der Seelendurst des Menschen nach geistiger Belebung des trockenen Alltagsseins in den Grund des räthselhaften Zusammenhangs zwischen sichtbarer und unsichtbarer Welt pflanzt, die zu Blütenkronen voll betäubenden Duftes aufschliessen, wenn dichterische Phantasie sie befruchtet. Wir haben unsren Geisterglauben, wie jedes andre Volk; aber er ist nicht reich an besondern Momenten, es sind Variationen des alten Thema's, welches dämonische Mystik durch aller sinnigen Menschen Gemüth klingen lässt; grade dämonische Mystik ist es nämlich, welche hauptsächlich im Volke lebt. Das vorausgesandte Gedicht malt eine der Erscheinungen aus, die man in Westphalen erzählt: ich lasse noch eines hier folgen, da man auf diesem, einer kritischen Analyse weniger, als jedes andre, zugänglichem Gebiete am besten das Beispiel für sich selbst reden lässt. Zur Erläuterung des Gedichts muss ich nur die Bemerkung voraussenden, dass den Sarg eines Kindes nach adlichem Gebrauch die Wappen von Vater und Mutter schmücken, Rosen und Pfeile also hier dem schauenden Freiherr seines Sohnes Sarg, Rosen allein den eignen bezeichnen müssen.

Vorgeschichte.

Kennst du die Blassen im Haideland,
Mit blonden flächsenen-Haaren?
Mit Augen so klar wie an Weiher's Rand
Die Blitze der Welle fahren?
O sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

So klar die Lüfte, am Aether rein
Träumt nicht die zarteste Flocke,
Der Vollmond lagert den blauen Schein
Um des schlafenden Freiherrn Locke,
Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Noth
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Roth
Will über die Wange sich stehlen;
Schaut, wie er woget und rudert und fährt,
Wie Einer, so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf, — ob ihm geträumt,
 Nicht kann er sich dess entsinnen —
 Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt
 Wie Fluthen zum Strudel rinnen;
 Was ihn geängstet, er weiss es auch:
 Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Haide, gleich Ahasver
 Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
 Wenn seiner Strahlen zügelndes Meer
 Aufbohret der Seele Schleusen,
 Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
 Kämpft gegen das mächtig steigende Bild.

Im Mantel schauernd misst das Parquet
 Der Freiherr die Läng' und Breite,
 Und wo am Boden ein Schimmer steht,
 Weit aus er beuget zur Seite,
 Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
 Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
 Wo Glanz die Scheiben umbreitet,
 Doch langsam weichend, Spann' um Spann',
 Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,
 In immer engerem Kreis gehetzt,
 Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
 Die müde Seele zu laben,
 Denkt an sein liebes einziges Kind,
 Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
 Ob dessen Leben des Vaters Gebet
 Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
 Gestellt an des Lagers Ende,
 Nach dem Abendkusse und Segen noch
 Drüber brünstig zu falten die Hände,
 Im Monde flimmernd das Pergament
 Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eignen Blutes Gezweig,
 Die alten freiherrlichen Wappen,
 Drei Rosen im Silberfelde reich,
 Zwei Wölfe schildhaltende Knappen,
 Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
 Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
 Der Frommen in Grabeszellen,
 Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
 Durch blaue Lüfte sich schnellen.
 Der Freiherr seufzt, die Stirne gesenkt,
 Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
 In dem Nebelnetze gefangen!
 Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
 Wie Tropfen am Glase hängen,
 Verfallen sein klares Nixenaug',
 Der Haidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! er muss es sehn,
 Ein Gemurmell! er muss es hören,
 Wie eine Säule, so muss er stehn,
 Kann sich nicht regen noch kehren.
 Es summt im Hofe, ein dunkler Hauf —
 Und einzelne Laute steigen auf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher
 Sich neigend, steigend im Bogen,
 Und nickend, zündend ein Flammenheer
 Hat den weiten Estrich umzogen.
 All' schwarze Gestalten im Trauerflor,
 Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und Alle gereiht am Mauerrand,
 Der Freiherr kennet sie Alle;
 Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
 Der pflegte die Ross' im Stalle,
 Und der so lustig die Flasche leert,
 Der war sein Leibbursch, vor Andern werth.

Nun auch den alten Kastellan,
 Die breite Pleureuse am Hute,
 Den sieht er langsam, schlüpfend nahn,
 Wie eine gebrochene Ruthe;
 Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
 Versengt erst gestern an Heerdes Brand.

Ha, nun das Ross, aus des Stalles Thür,
 In schwarzem Behang und Flore;
 O, ist's Achill, das getreue Thier?
 Oder ist's seines Knaben Medore?
 Er starret, starrt und sieht nun auch,
 Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
 In Krepp gehüllt die Posaunen,
 Haucht grüssend leise Cadencen hervor,
 Wie träumende Winde raunen;
 Dann Alles still. O Angst! o Qual!
 Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
 Am schwarzen Sammet der Decke.
 Ha! Ros' an Rose, der Todesquell
 Hat gespritzt blutige Flecke!
 Der Freiherr klammert das Gitter an:
 „Die andere Seite!“ stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
 Mit dem Monde die Schilder kosen.
 „O, — seufzt der Freiherr — Gott sei Dank!
 Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“
 Dann hat er die Lampe still entfacht,
 Und schreibt sein Testament in der Nacht.

Vor den andern deutschen Stämmen ist, glaub' ich, die Vorgeschichte, die Schergabe der „Wicker“ (von „wicken,“ wahrsagen) den Westphalen eigenthümlich; es ist dasselbe, was das *second sight* der Inselbewohner des nördlichen Britaniens; unsre blassen Nixäugigen Seher sind ganz, was den Faroe-Inulanern ihre „hohlen Menschen,“ deren Geist sich aus dem Leibe entrückt und die Zukunft als Gegenwart sieht, in deren unruhvolle Nächte, wo eine höhere Gewalt sie auf- und hinaus treibt zum Schauen, kommende Ereignisse ihre Schatten werfen. Das mitgetheilte Gedicht: „Die Vorgeschichte“ schildert diesen Zustand und all sein grausiges so, dass ich nichts hinzusetzen habe, als die Bezeugung der zweifellosen Wahrheit ähnlicher, nicht seltener Vorkommnisse. Wer die stillen ernstesten Menschen, die mit der Schergabe behaftet sind und wie eine Qual sie betrachten, kennt und sprach, wer Augenzeuge der Erfüllung ihrer Gesichte war, dem schwinden alle die Zweifel, welche die Lösung des Wunderbaren doch nur durch ein noch Wunderbareres, die ungeheuerliche Einbildungskraft schlichter gewöhnlicher Menschen, zu bewerkstelligen wissen. — Diese Schergabe stirbt übrigens mehr und mehr aus: ganz, in aller ihrer Unheimlichkeit verkörpert, sehe ich sie nur noch durch die Tage meines Knabenalters schreiten, eine hohe gebückte Gestalt mit

schmalem blassem Antlitz und starren hellgrauen Augen, die unter dem breitbeschattenden Rande eines runden Bauerhut's hervorstachen. Wir Knaben scheuten diese bohrenden Blicke, des Mannes lahme dürre Hand, mit der er doch stärker war, als alle andren Menschen, am meisten seine Scherze, denn er stack voll schnackischer Einfälle, als ob die Heiterkeit seiner Tage das Grauen seiner Nächte übertäuben solle, die ihn unter den Apfelbaum hinter seiner Hütte hinaustrieben, am Horizonte ein flammendes Dorf, in seiner Nähe das Vorüberbewegen eines lautlosen Leichenzugs zu sehen, während weit in die nächtliche Haide hinaus das Geheul seines Hundes erscholl, der seines Herrn Gabe theilte.

Diese Episoden haben uns den Weg verkürzt in's „Heim der Tubanter“ oder Bentheim, dem Felsenschloss, das auf so vielen Bildern Ruisdael's die Staffage bildet. Ihr seid gewiss überrascht, hier in der weiten Ebene plötzlich ein mächtiges graues Burggebäu auf hohen Felsen euch entgegen dräuen zu sehen, auch eine Art Episode, die aus ganz andern Bereichen in diese versetzt scheint. Die Burg liegt an der Nordseite des Städtchens Bentheim, welches sich an dem Berg, den jene krönt, entlang zieht; über den freien Raum zwischen beiden steigt man hinauf, durch ein erstes Thor unter dem Amthaus weg, dann links gewendet, zur Rechten die alte, jetzt anders benutzte Katharinenkirche lassend, durch ein zweites Thor in den eigentlichen sehr geräumigen Schlosshof. Hier fällt von noch bewohnbaren Gebäuden südlich, nach dem Städtchen hin, an die Burgmauer sich lehrend das „neue Gebäude“ in die Augen, grade vor uns aber, gen Westen in der Ecke nach Norden, das jetzige Absteigequartier des Fürsten, wenn er die älteste und grossartigste seiner Besitzungen besucht. Ein Raum im Erdgeschosse dieses letzteren Gebäu's bezeichnet man als alten Heidentempel, ja als Fanum des Jupiter Stator; drüber ist eine Kapelle gebaut. Die übrigen Baulichkeiten rechtfertigen den Unwillen ihres Geschichtschreiber's, Raet von Bögelscamp, darüber, dass „das ehemalige Wunder Westphalens, das Schloss zu Bentheim 1795 von den Hannoveranern (als Pfandinhabern) zum Lazaret eingerichtet, hierauf sogar fortifiziret und gegen die Französische Armee vertheidiget, von dieser aber durch ein heftiges Bombardement in den Grund geschossen sei.“ Mauern mit Pfefferbüchsen und Thürmen umgeben

das Ganze; der grösste dieser Thürme gegen Südwesten umschliesst Verliesse und zwei Folterbänke. Von den breiten als Promenade benutzten Mauern herab hat man eine schöne und weitgedehnte Aussicht; nach Norden, wo die Baumwipfel der Wildbahn über dem Bergraine empor ragen, zunächst auf den Bentheimer Wald hinaus, in dessen Mitte, etwa 20 Minuten entfernt, Schwefelquellen die Anlage einer Badeanstalt für die gichtischen „Mynheers“ des Nachbarlandes veranlasst haben: nach Nordwesten auf die pittoresksten Felsenparthien, des Baues Grundsäulen. Ein isolirter dreieckiger Stein, das „Teufelskissen“ genannt, trägt hier die Inschrift: *Hic Drusus Jura dixit Tubantibus*, aber in Characteren, welche vielleicht nicht das Alter von 200 Jahren haben. Die Behauptung, Drusus sei der Erbauer von Bentheim, ist überhaupt sehr gewagt, wenn auch möglich, dass die hier aus der Ebene emporragende lange Felsenreihe sehr früh zur Befestigung lockte und der erste Kaiserliche Graf in dieser Gegend, im Gau Bursibant, darauf seinen Wohnsitz nahm. Die Geschichte von Bentheim setzt den Ahnherrn des jetzigen fürstlichen Geschlechts in das 10. Jahrh. und nennt ihn Ricfried, Sohn des Grafen Luthard von Cleve und Enkel Kaiser Arnulph's. Ihre Angaben werden aber erst sicher mit der Welfischen Gertrud, Frau von Bentheim, welche diese Besitzung im 11. Jahrh. an den Pfalzgrafen Otto von Rheineck brachte. Otto's Geschlecht bestand sieben Generationen hindurch und vererbte Bentheim dann auf den Gemahl des letzten Sprosses Hedwig, auf Everwyn von Güterswyk. Dieses Dynasten Enkel Everwyn brachte durch Heirath auch Steinfurt an sein Haus; eine dadurch begründete Steinfurtische Nebenlinie aber ebenso Tecklenburg. Als die ältere Linie Bentheim ausgestorben war, wurde Arnold IV. von Steinfurt und Tecklenburg, auch Graf von Bentheim, durch Vermählung mit der Erbin von Nuenaar noch dazu Graf von Limburg, Bedburn, Alpen, Helfenstein, Lennep u. s. w. Von der Tecklenburgschen Erbschaft blieb aber nur Rheda dem Hause Bentheim; das andre kam zum Theil als Regredient Erbschaft an das Haus Solms, zum Theil durch Kaiserliche Belehnung an Maximilian von Büren aus dem Hause Egmont. Das Geschlecht Everwyn's von Güterswyk theilte sich nun in drei Linien, in die von Rheda, von Bentheim, von Steinfurt. Als aber der letzte Graf von Bentheim Friedrich Karl Philipp 1803 kinderlos zu Paris verschieden

war, vereinte Ludwig von Steinfurt beide Herrschaften und vererbte sie auf seinen Sohn, den jetzt regierenden Fürsten Alexius, der mediatisirt seine standesherrlichen Gerechtsame in dem Hanoverschen Bentheim ausübt, in dem Preussischen Steinfurt aber an die Krone abgetreten hat.

Steinfurt ist die jetzige Residenz des fürstlichen Hauses. Diese Stadt scheint ursprünglich nur der Edelhof gewesen zu sein, worauf als Allodialgut ohne Belehnung und Verleihung die Edlen von Stenvorde sassen, als ein dem hohen Reichsadel angehörendes Geschlecht, wahrscheinlich altsächsischen Blutes und wohl von den fränkischen Edelgeschlechtern zu unterscheiden, die durch kaiserliche herübergesandte Beamtete (Grafen) in Sachsen gestiftet wurden, oder von den bloss ritterbürtigen Familien, welche vom Kaiser oder diesen Grafen selbst wieder ein Burglehn inne hatten. Der Name des ersten Dynasten, der bekannt geworden, ist Reinhard, um 1060; er war wie seine Nachfolger Edelvogt von St. Mauriz bei Münster. Er mag auch einer der Erbauer des jetzigen Schlosses zu Steinfurt sein, dessen Alter in einigen Theilen bis in den Anfang des 12. Jahrh. hinaufreicht, übrigens eben so wenig wie die Burg zu Bentheim durch Architectonik merkwürdige Parthien besitzt. In dem letzten Sprossen Ludolph VII. erhielt das Geschlecht seinen höchsten Glanz durch die Besiegung des mächtigen kriegerischen Bischofs Otto IV. von Münster, der eine Zeitlang in Steinfurt gefangen sass, bis Erich von Hoja und der Bischof von Paderborn durch eine Belagerung seine Befreiung erzwangen (1396). Ludolph's und seiner Gemahlin Locke Tochter Mechtildis brachte Steinfurt im 15. Jahrhundert an den Güterswykschen Stamm der Grafen von Bentheim.

Sehenswürdiger als das Schloss zu Steinfurt oder das fürstl. Museum mit seinen oft kostbaren und höchst merkwürdigen Besitzthümern aus allen Weltgegenden, von der Egyptischen Mumie bis zum Skalpmesser und Wampum des Huronen, ist die herrliche Gartenanlage, die sich südöstlich von der Stadt eine Stunde weit hinauserstreckt, das Bagno, einer der grossartigsten Parks Deutschlands. Er verdankt seine Entstehung zumeist dem Geschmacke des Grafen Ludwig, welchen wir oben Bentheim mit seinen Steinfurtischen Besitzungen vereinigen sahen. Die schönsten Rasen und Waldparthien gruppiren sich um das Herz der ganzen

Anlage, einen See, der gross genug, um mehrere vom mannigfaltigsten Baumschlag bedeckte Inseln tragen zu können, doch nicht so gedehnt ist, dass eine öde Wasserfläche die Anmuth des Uebrigen störte. Die bedeutendste der Inseln trägt auf künstlich aufgethürmten Felsen eine recht hübsche gothische Burg, die mit ihren halbzerstörten schlanken Structuren wie eine versteinerte Matthisonsche Elegie durch düstre Fichtenzweige schaut. Ein grosses Concert- ein Ballhaus, der Kiosk, die Kettenbrücke, ein zerstörter Tempel verschönern andre Parthien des Park's; der grosse Springquell aber ist versiegt und das ungeheure Wasserrad, das, weit in die Gegend hinaus sichtbar, die höchsten Waldeswipfel überragt, ruht gelähmt, wie so viele derartige Anstalten; man weiss Räder und Mechanismen jetzt nützlicher anzuwenden, als Wasserstrahlen damit in die Luft zu schleudern; die Welt hat sich des Spiel's entwöhnt und nennt die Zeit der künstlichen Fontainen, der Memoiren des Paniens und der Hautelistapeten den Zopfgeschmack; und doch waren diese Menschen mit den Zöpfen und den Rococo-Degen so amüsant, so reich, so lebensfreudig. — Der Fussweg, welcher vom Bagno nach Münster führt, mag lange Zeit euch nicht gewahren lassen, dass ihr die Grenzen der Anlagen längst überschritten habt, denn er schlängelt sich durch ein so mannichfach abwechselndes Gelände von Flur und Wald, bergartigem Hügel und Au, Kamp und Gehöfte und wipfelbeschattetem Dorf, dass ihr noch immer wie in einem englischen Park euch glaubt, falls ihr nämlich im Auslande mit den gehörigen Ideen von Westphalen's öden Schrecknissen euch versehen habt. Dann werdet ihr staunen, wenn hier der rechte Reiz einer vielbebauten, fruchtbaren, schönen Landschaft sich um euch dehnt, die, ausser dem Vorzuge reicher Abwechslung, durch seine eigenthümlich schönen Buchen- und Eichenwaldungen voll Nachtigallenschlag und dunkelglänzendem Epheu, durch üppige gelbe Kornfelder und schwerüberastete Obstgärten ein besonderes Gepräge warmer heimathlicher Behaglichkeit bekommt. Zur Rechten lassen wir das Städtchen Horstmar mit seiner Erinnerung an seinen letzten Grafen Bernhard, den Westphälischen *coeur de lion*, der im dritten grossen Kreuzzuge der glänzendste Repräsentant der deutschen Ritterschaft, deutscher Frömmigkeit und Heldenmuthes war. Endlich zeig' ich euch voll vaterländischen Stolzes die ragenden blauen Thürme

von Münster, die grandios über einen Kranz von Lindenwipfeln sich erheben, in reicher Zahl, hoch und eigenthümlicher Gestaltung, dass sie euch imponiren wie das Gethürm der weltberühmtesten Metropole. Die stumme Grösse imponirt ja immer; nur die laute weckt die Kritik und den Widerspruch; das thuen auch die Thürme von Münster, wenn sie zu laut werden. Und doch ist so arm, wem die Glocken zu laut werden können, wem sie nicht eine Seite anschlagen, die an den Feiertagen seines Lebens vibrirte, die in die Oster- und Weihnachtsdämmerungen seines Sein's ihre Klangfiguren hauchte, Gestaltungen voll froher Gottescheue und unerfassbar doch wie die Musik. Wem in seine Tage voll harter Helle das Sonntagsglänzen eines weicheren Lichtes je gefallen und dem Engel, der in seinem Herzen schläft, neue Träume zugeführt hat, dem weckt es die alten Stimmungen wieder, wenn von allen Thürmen die Glocken läuten; aber wie Klänge emportönen aus dem tiefen Grunde des schilfumhegten Weihers, drin einst ein Dom versunken, und von wundersamer Historie und reichem Sagenhort erzählen; die dort begraben sind, müssen die Glocken aus eures Herzens Grunde nachklingen können und dies Echo von einer eben so wundersamen Historie, von eben so reichem begrabenem Horte zu erzählen haben. — Für die, welchen die Glocken zu viel läuten, ist dies nicht geschrieben; der Engel, der in dem Herzen der Menschen schläft, ist oft ein Siebenschläfer: wer die bunten Wachlichter am Weihnachtsbaume seines Lebens Sparens halber unangezündet lassen will, der hätte sie besser beim Lichtzieher gelassen.

Wir betreten Münster von einer Seite her, wo uns wenig noch an das Alterthum der geschichtlich so denkwürdigen Stadt erinnert. Die schönen Lindenalleen der Promenaden nehmen mit ihren Wipfelkronen die Stelle der alten Mauerzinnen ein: ein grosser Platz dehnt sich vor uns aus, rechts prangt das im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts erbaute Schloss, an den Hain seines (botanischen) Gartens gelehnt. Es ist hochgebaut, mit vielen Risalits und reichen Steinmetzarbeiten verziert, ein *Corps de logis* mit zwei nach der Stadt hin vorspringenden Flügeln, und würdig einer königlichen Residenz. Im Innern sind der Fürstensaal mit den Bildnissen der Fürstbischöfe von Münster und in der Kapelle ein Gemälde von Tischbein sehenswerth. Man mag von dieser Baukunst *à la* Mansard oder Bernini sagen,

was man will, sie besitzt doch ihren entschiedenen Charakter, sie ist ein Abdruck ihrer Zeit und von dieser ausgeprägt; sie hat deshalb auch ihre Romantik, wenn man es so nennen will, sie weckt Gedanken, Erinnerungen und diese Erinnerungen haben ihre Poesie, wenn auch nur eine Poesie *à la* Chalieu oder Gresset. Ihre Verzierungen mögen geschmacklos sein, aber sie sind Symbole üppig überwuchernden Reichthums, wie die Zeit in Ueppigkeit überwucherte; die schlanke Schönheit der Jonischen Säule und ihres Architravs einfach edle Formen mögen entstellt, überladen, verschroben sein von diesem *siècle de Louis XIV.*, aber machte es nicht auch die Köpfe der Menschen so gut wie die Capitäle der Säule überladen und verschroben, aussen durch Alongenperücken und innen durch eine Alongenmoral der amüsantesten Art? Jene Zeit war kräftig genug, ihrem Gehalte eine entsprechende Form zu finden, welche dadurch ihre Berechtigung erhält: sie war darin glücklicher als die unsre mit ihrem fortwährenden Dilettiren in allen möglichen Formen der Verzierungen, antik, gothisch, rococo u. s. w. Ich zweifle dass unsre Baukunst jemals ihre Romantik bekommen wird. — Das Schloss ist 1767 an der Stelle einer von Bischof Bernhard von Galen errichteten Citadelle erbaut, unter der Regierung des Fürstbischofs und Kölnischen Churfürsten Maximilian Friedrich, Graf von Königsegg Rothenfels, und war lange die Wohnung des Fürsten Blücher. — Vom Schlosse her betreten wir nun die Stadt selbst und blicken, wo der erste Platz sich lichtet, erstaunt zu der grandiosen Moles des Thurms der Ueberwasserkirche zu unsrer lieben Frauen empor; er ist in ganz gothischem Style aus grossen Sandsteinquadern zu einer Höhe aufgeführt, die trotz seines bedeutenden Umfangs ihm alles Schwerfällige nimmt. Einer Spitze von 100 Fuss Höhe beraubte ihn ein Orkan im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Die Kirche selbst zeigt schöne Structures, aber sie hat nichts von dem ausserordentlich Imposanten ihres herrlichen Thurmes. Sie ward 1040 mit grossem Pompe und im Beisein Kaiser Heinrich's III. nebst einem dazu gehörenden Benediktinessen - Kloster eingeweiht, dessen erste Abtissin des Kaisers Schwester war. Ihr Inneres schmückt eine Votiv-Tafel über dem Grabe der berühmten Maler Tom Ring, die im 16. Jahrhundert ihre Vaterstadt mit Arbeiten vom höchsten Werthe bereicherten. Vom Hofe der Liebfrauenkirche führt eine

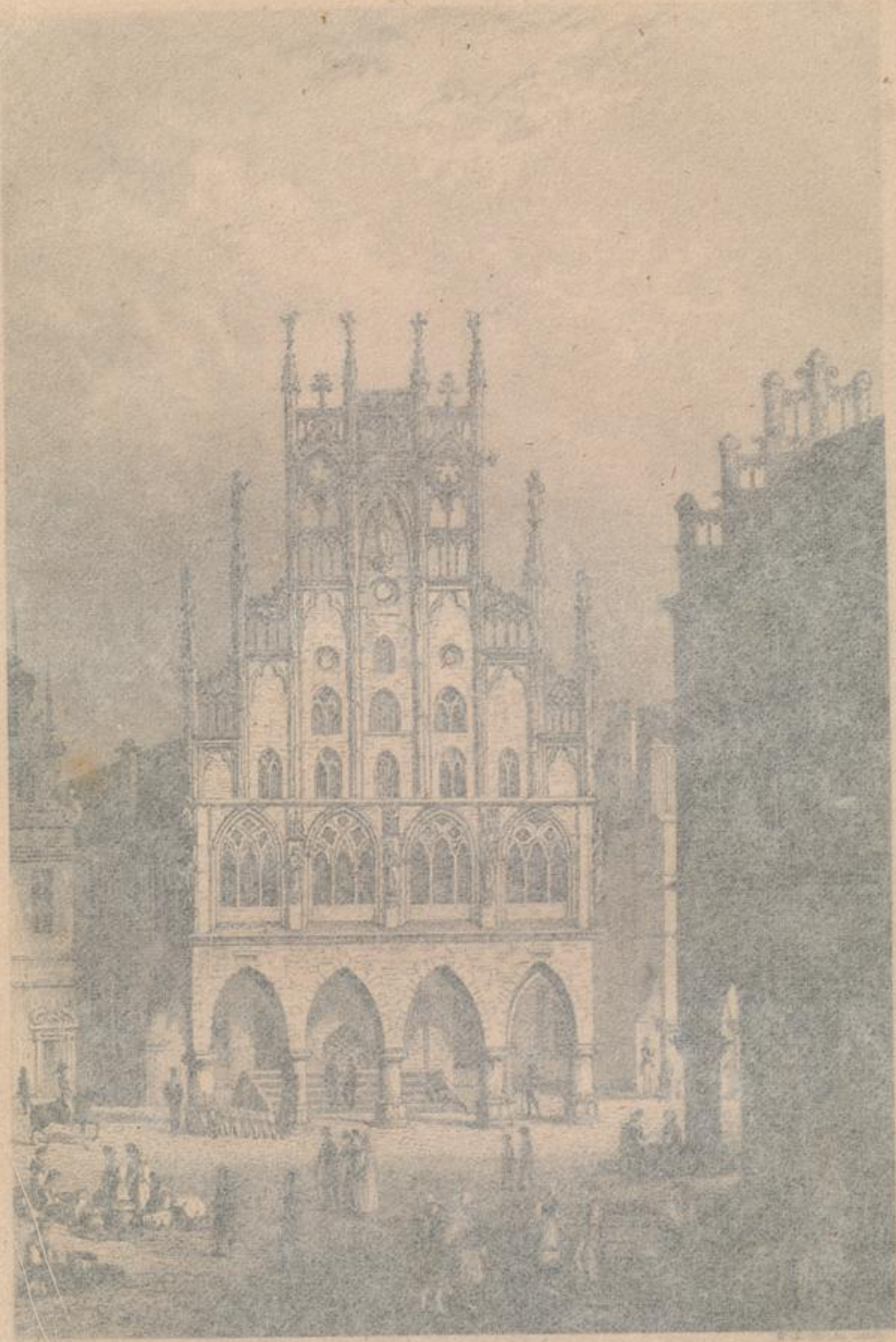
hölzerne Brücke über die Aa uns auf den erhöht liegenden, von hohen Linden überdunkelten Domplatz und vor die westliche Fronte der Cathedrale mit ihren beiden Thürmen und der grauen Giebelfaçade. Der Styl dieser, so wie einer andren nach Süden gerichteten Façade des obern Querbalkens, (denn wie gewöhnlich bildet auch hier das ganze Gebäude die Kreuzesform nach,) ist gothisch, bei der letztern in den obern Theilen schon römisch; sonst herrscht die Byzantinik vor, oder es verräth sich der Uebergang von der vorgothischen zur gothischen Kunst. Das Ganze ist grossartig und massenhaft, nur etwas schwerfällig im Innern, wo aber für die plumpen Pfeiler des Schiffs die ganz ausserordentlich reichen und wunderbar schönen gothischen Arbeiten des Apostelgangs, (eine Doppelmauer, welche den erhöhten Chor vom Schiffe der Kirche trennt und oben verbunden zugleich das Musikchor trägt,) so wie manche andere architektonische Parthien entschädigen. Zur Seite des Hochaltars dient jetzt der Spieltisch König Johann's von Leiden zur Aufnahme der bei dem Gottesdienst nöthigen Gefässe.

Wenn ihr nun noch die übrigen Merkwürdigkeiten des Doms beschaut habt, die Bilder und unter ihnen Tom Ring's erstehenden Lazarus, das Plettenberger Monument, (des Münsterländers Gröninger plastisches Meisterwerk,) Bernhard's von Galen Kapellen mit der Bronzetalüstade aus erobertem hölländischem Geschütz, müsst ihr mir in das Kapitelhaus des Domes folgen, einen wahrhaft romantischen Raum mit seinem prächtigen Getäfel voll geschnitzter Wappen und Zierrathen, mit den grossen schlechten Bildern, die aber uns die ganze Herrlichkeit der alten Zeit wachrufen, als noch ein grosses weites Land hier bei Sankt Paul und dessen Stift seine Sendboten stellte, um zu huldigen und zu prästiren, Lehne zu muthen und aufzutragen, als man Wappen vor ihm aufschwor und aus den Edlen des Landes seine Fürsten kürte, mit stolzer Selbständigkeit des Reichstags Recesse *ad acta* legte oder Römisch Kaiserlicher Majestät Mandata und eilfertigste Aufgebotte zur Beyhülff gen den grausambst herandrohenden Erbfeind der Christenheit demnächst gnädigst später mal zu berücksichtigen beschloss. Es war eine wunderbar naive Zeit, als solch ein Stift auf seine gemüthliche Weise souverain über Land und Leute schaltete, oder nicht schaltete! Denn das es nicht regierte, dass alles patriarchalisch aus Staats- und

Regierungsrecht in den Bereich des Privatrechts gezogen wurde, war es allein, was die herrschenden Institute jener Zeit unangefochten liess. Modernes Vielregieren hätte damals alles in die bunteste Verwirrung gestürzt.

Die Sage lässt eine durch den heiligen Suibertus geheilte Matrone an der Stelle des Domes aus Dankbarkeit die erste Kapelle errichten: im Jahre 792 erbaute der heilige Bischof Ludger die erste Kirche und eine Wohnung für ihre Kanoniken, ein Münster, hier; die wachsende Bevölkerung zwang 992 Bischof Dodo eine grössere südlich daneben zu bauen, die aber bei einer Belagerung der Stadt durch Herzog (Kaiser) Lothar von Sachsen 1121 niederbrannte, worauf der jetzige Dom unter mehreren Bischöfen von 1170 etwa an bis zur Einweihung 1261 zu Stande kam. Dann brach man Ludgers alten Dom ab und baute an seiner Stelle 1378 die schöne „Umgang“ genannte offene Halle.

Vom Domhofs gelangen wir auf den Marktplatz der Stadt, deren eigenthümlicher scharf ausgeprägter Charakter voll Würde und stolzen Trutzes auf altbewährte Bestandesart hier am meisten in den schweren Wölbungen der Arkaden mit ihren massiven Pfeilern, den hohen Giebelfronten mit gothischen und römischen Baukünsteleien sich ausspricht. Vor allen zieht das Rathhaus unsre Blicke auf sich; ich glaube nicht, dass Deutschland irgend eins besitzt, welches wagen dürfte, sich mit ihm zu messen. Das beigefügte Abbild zeigt seine schönen reingothischen Structures, deren Zierrathen in Statuen, Blätterwerk und Zinkenkronen von einer ausserordentlich fleissigen und feinen Arbeit zeugen. Oben über dem deutschen Doppelaar steht die Gestalt des Königs Cambrinus von Flandern, einen schäumenden Pokal voll des Getränks, das er erfand, in seiner Linken. Unter den Arkaden hängen hinter einem eisernen Gitter Marterwerkzeuge, die bei der Hinrichtung der Wiedertäufer dienten, und eisernes Falschmünzgeräth aus späterer Zeit. Im hinteren Theile des Rathhauses zu ebener Erde befindet sich der Friedenssaal, ein dunkler ächt mittelalttriger Raum mit Getäfel und Schnitzwerk, grossem Kamin und Glasmalereien, alten Harnischen und Schwertern von colossaler Gestalt. An den Wänden laufen Bänke umher, auf denen gestickte Polster noch die Plätze der Gesandten während der Verhandlungen des Westphälischen Friedens bezeichnen: alles ist unangetastet geblieben, wie es 1648 war und die ehren-



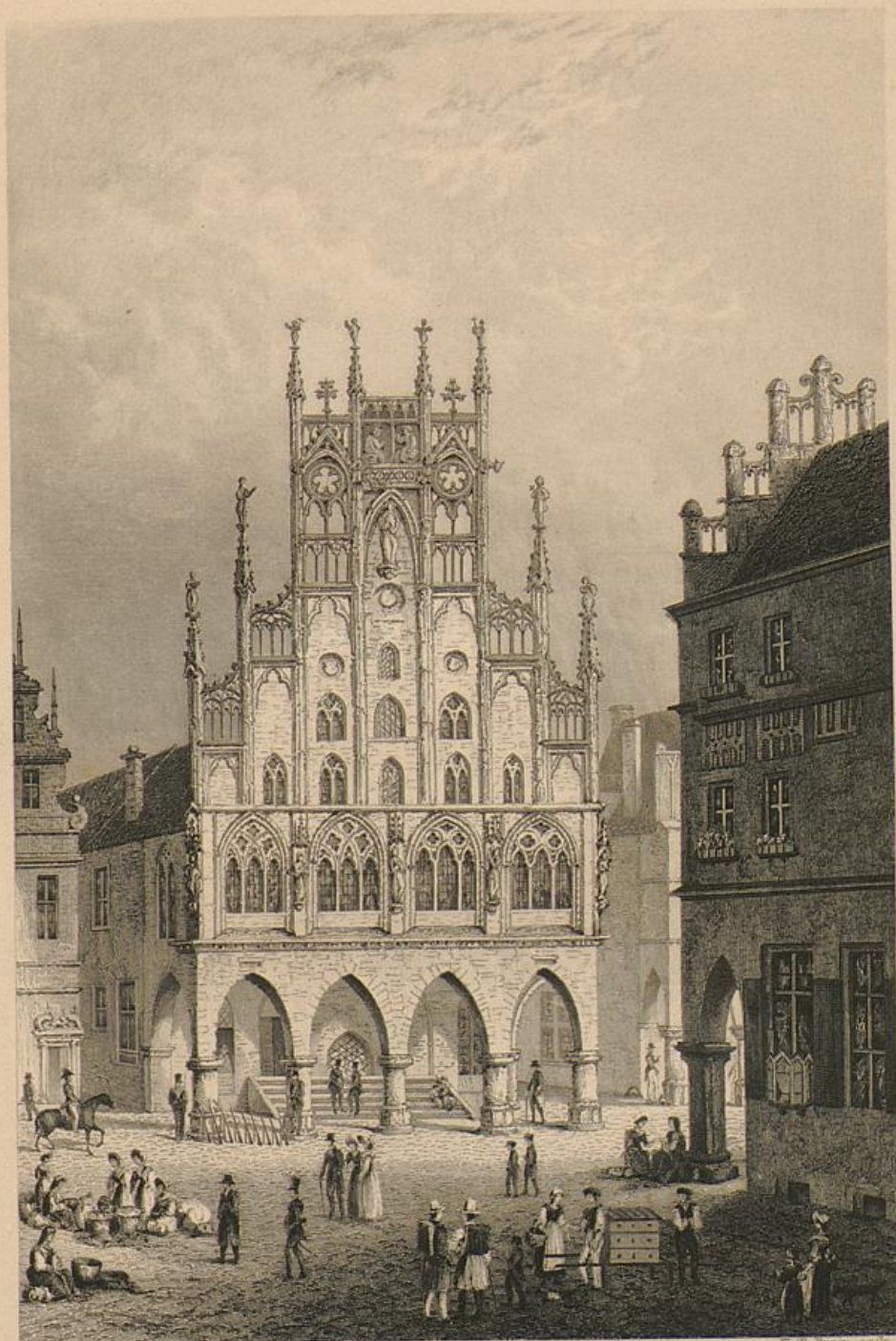
RATHHAUS IN MÜNSTER.

Leipzig, durch Englische Kunst-Anstalt.

Regierungsrecht in den Bereich des Privatrechts gezogen wurde, war es allein, was die herrschenden Institute jener Zeit unangefochten liess. Modernes Vielregieren hätte damals alles in die bunteste Verwirrung gestürzt.

Die Sage lässt eine durch den heiligen Suibertus geheilte Matrone an der Stelle des Domes aus Dankbarkeit die erste Kapelle errichten: im Jahre 792 erbaute der heilige Bischof Ludger die erste Kirche und eine Wohnung für ihre Kanoniken, ein Münster, hier; die wachsende Bevölkerung zwang 992 Bischof Dodo eine grössere südlich daneben zu bauen, die aber bei einer Belagerung der Stadt durch Herzog (Kaiser) Lothar von Sachsen 1121 niederbrannte, worauf der jetzige Dom unter mehreren Bischöfen von 1170 etwa an bis zur Einweihung 1261 zu Stande kam. Dann brach man Ludgers alten Dom ab und baute an seiner Stelle 1378 die schöne „Umgang“ genannte offene Halle.

Vom Domhofe gelangen wir auf den Marktplatz der Stadt, deren eigenthümlicher scharf ausgeprägter Charakter voll Würde und stolzen Trutes auf altbewährte Bestandesart hier am meisten in den schweren Wölbungen der Arkaden mit ihren massiven Pfeilern; das neben sich hinüber die gotischen und römischen Baukunstleien sich ausspricht. Nur eines unter der Rathhaus unsre Blicke auf sich; ich glaube nicht, dass irgendwem irgend etwas besitzt, welches wagen dürfte, sich mit ihm zu messen. Das beigefugte Abbild zeigt seine schönen reinethnischen Strukturen, deren Zierrathen in Statuen, Blätterwerk und Zinkenkronen von einer ausserordentlich fleissigen und feinen Arbeit zeugen. Oben über dem deutschen Doppelaar steht die Gestalt des Königs Cambrinus von Flandern, einen schäumenden Pokal voll des Getränks, das er erfand; in seiner Linken. Unter den Arkaden hängen hinter einem eisernen Gitter Marterwerkzeuge, die bei der Hinrichtung der Wiedertäufer dienten, und eisernes Pöckelmaazgerath aus späterer Zeit. Im hinteren Theile des Rathhauses zu ebener Erde befindet sich der Friedenssaal, ein dunkler ächt mittelalterlicher Raum mit Gefäl und Schnitzwerk, grossem Raum und Glasmalereien, alten Harnischen und Schwertern von colossaler Gestalt. An den Wänden laufen Bänke umher, auf denen gestickte Polster noch die Plätze der Gesandten während der Verhandlungen des Westphälischen Friedens bezeichnen: alles ist unangetastet geblieben, wie es 1648 war und die ehren-



RATHHAUS IN MÜNSTER.

Leipzig, durch Englische Kunst-Anstalt.

festen und gestrengen, hochgebornen und durchlauchtigen Herrn da oben an der Wand könnten aus den schwarzen Eichenholzrahmen kühnlich herabsteigen und wieder über das Geschik Europa's und den Titel Excellenz zu delibriren beginnen: es würde uns kein Wunder nehmen, in diesem so völlig einem verschwundenen Jahrhundert angehörenden Raume die schwarzen bauschigen Sammetgewänder, die ungeheuren Halskrausen, die Ordensketten des goldenen Vliesses, das rothe Käppchen des Cardinals und den dreist aufgestülpten Herzogshut Longueville's zu erblicken, plötzlich diese markirten, ächt spanischen und französischen Physionomien voll feinen sprechenden Geistes, diese heiteren gelahrten deutschen Gesichter sich bewegen, aufs neu ihr fürsichtiges Gespräch und abgemüßigtes Anheimstellen beginnen zu sehen. — Die Portraits der Gesandten und ihrer Souveraine sind von Gerhard Terbourg, dem Niederländischen Meister, der ausserdem durch seine Behandlung von Seidenstoffen so berühmt geworden ist, mit ausserordentlicher Kunst nach der Natur gemalt. — Man zeigt im Friedenssaale unter andern Merkwürdigkeiten noch den Pantoffel einer von ihrem Gemahl mit eigener Hand enthaupteten Königin Johann's von Leiden und ein eisernes schweres Halsband, das inwendig mit vielen Stacheln und mit einer Klappe, um den Mund zu bedecken, versehen, einst einem Herrn von Oer von seinem Feinde Gerhard von Haaren von einem Hinterhalte aus so um den Hals geworfen wurde, dass nichts die fest in einander gesprungenen Federn des künstlichen Mechanismus wieder lösen konnte. Von Oer würde in der wahrhaft diabolischen Klemme verschmachtet sein, wenn nicht endlich ein Schmid mit drei gewaltigen Hammerschlägen das Marterwerkzeug gesprengt hätte.

Das folgende Gedicht, welches ein Besuch des Saales mit F. Freiligrath veranlasste, mag hier eine Stelle finden.

Zum Friedenssaal! — Es war ein sonn'ger Tag,
Die Lind' im Vorhof hauchte ihre Schatten
Leis auf die bunten Scheiben, und es brach
Das Licht die Strahlen in ein trüb Ermatten:

Nicht in die düstern Schauer wollt er sehn,
Durch diese Bögen, die einst Sachsen schlugen,
Dran Kaiser Karl's und Heinrichs Bilder stehn,
Die Heiligen, die Deutschlands Krone trugen;

Darob der Aar, des Reiches stolz Panier,
Der deutschen Kaiser schreckende Standarte,
Die Flügel schlagend an der Stadt Zimier,
An blanker Zinne ihrer Freiheit Warte.

Es ist ein düstrer, feierlicher Ort!
Viel Bilder schauen aus vergilbten Mienen —
Hier Trautmannsdorff und Oxenstierna dort —
Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,

Dass sie in diesem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben,
Und einen Frieden schmachvoll hier gemacht,
Nach welschem Sinn mit welscher Zunge haben.

Es ist ein düstrer feierlicher Ort,
Durch den verstorbner Tage Schatten schwanken,
Und durch Jahrhunderte so siecht er fort,
Ein letzt Asyl gespenstischer Gedanken.

Rings steht von alten Panzern eine Zahl
Mit Schien' und Tartsch', verbogen und verrostet:
Der lang' bestäubten Ritterschwerter Stahl
Hat schon der Väter Blut nicht mehr gekostet.

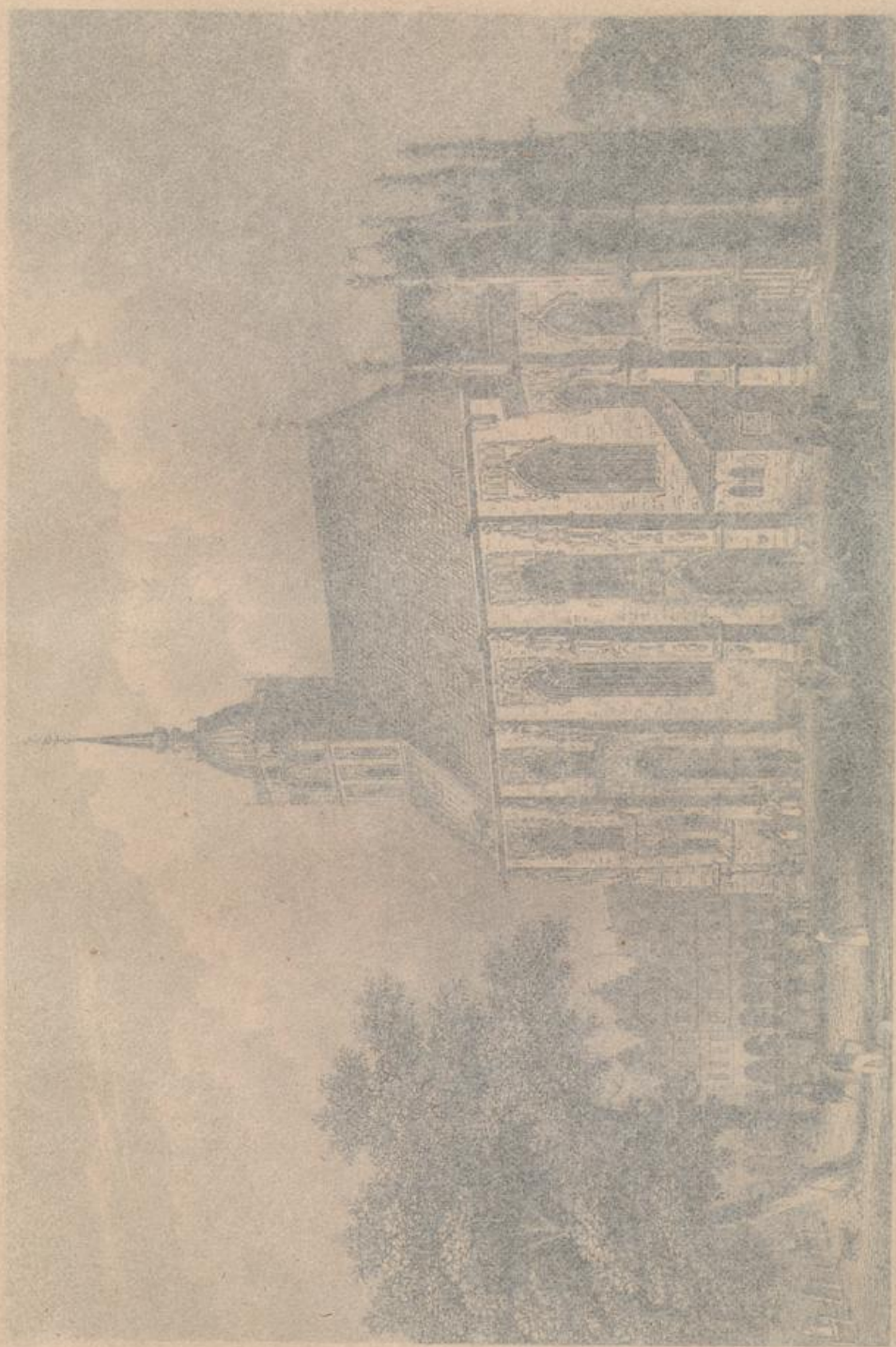
„Nimm eins zur Hand! Schwing du des Kaisers Schwert!
So wie der Rothbart einst dein Spiel geschlagen,
So bist auch du es, Mann der Lieder, werth,
In deiner Faust des Kaisers Schwert zu tragen!“

„Mir diese Wehr!“ — Das mächt'ge Waffen klirrt,
Wir lassen keck es um die Häupter kreisen:
„Gekreuzt die Klingen!“ — Ha, der Funke schwirrt,
Und rasselnd wetzt die Scharten sich das Eisen! —

Schwang so dein Roland einst mit läss'ger Faust
Um Sarazenenköpfe Durindane?
Hat Rothbart so durchs Schlachtgewühl gebraus't?
Du bist so stark nicht wie dein grimmer Ahne:

Gewalt'ge Wucht! der Arm erlahmt und sinkt:
Da, lass den Flammberg und die Helme stehen;
Sieh, wo im goldnen Sonnenlicht uns winkt
Mit lust'gem Flattern unsres Banners Wehn.

Der Blütenzweig, gewiegt in blauer Luft! —
Die herzgeformten Blätter dieser Linden,
Der Liebe heilig, opfern ihren Duft
Den frischen Stunden nur, bis sie entschwinden.



LA MAIRIEKIRCHE ZU MÜNSTER.

Leopold v. Bieders Kunst - Verlag.

Darob der Aar, des Reiches stolz Panier,
Der deutschen Kaiser schreckende Standarte,
Die Flügel schlagend an der Stadt Zimier,
An blanker Zinne ihrer Freiheit Warte.

Es ist ein düstrer, feierlicher Ort!
Viel Bilder schauen aus vergilbten Mienen —
Hier Trautmannsdorff und Oxenstierna dort —
Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,

Dass sie in diesem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben,
Und eines Feindes Schmachvoll hier gemacht,
Nach welschem Sinn mit welscher Zunge haben.

Es ist ein düstrer feierlicher Ort,
Durch den verstorbn'r Tage Schatten schwanken,
Und durch Jahrhunderte so siecht er fort,
Ein lezt' Asyl gespenstischer Gedanken.

Rings steht von alten Panzern eine Zahl
Mit Schien' und Tartsch', verbogen und verrostet:
Der lang' bestäubten Ritterschwerter Stahl
Hat schon der Väter Blut nicht mehr gekostet.

„Nimm eins zur Hand! Schwing es den Feind' Schwer!
So wie der Rothbart einst sein Schwert geschwungen,
So hat wohl du es, Mann der Tugend, nicht,
In seiner Faust des Kaisers Schwert zu fangen!“

„Mir diese Wehr!“ — Das mächtige Waff'n kret,
Wir lassen keck es um die Hüpter kreisen:
„Gekreuzt die Klingen!“ — Ha, der Panke schwirrt,
Und rasselnd wetzt die Scharten sich das Eisen! —

Schwang so dein Roland einst mit läss'ger Faust
Um Sarazenenköpfe Durindane?
Hat Rothbart so durchs Schlachtgewühl gebräus't?
Du bist so stark nicht wie dein grimmer Ahne:

Gewaltge Wucht! der Arm erlahmt und sinkt:
Da, lass den Flammberg und die Helme stehen:
Sieh, wo im goldnen Sonnenlicht uns winkt
Mit lust'gem Flattern unsres Banners Wehn.

Der Blüthenzweig, gewiegt in blauer Luft! —
Die herzgeformten Blätter dieser Linden,
Der Liebe heilig, opfern ihren Duft
Den frischen Stunden nur, bis sie entschwinden.



LAMBERTKIRCHE ZU MÜNSTER.

Lithog. d. Bilderg. Kunst. - Verlag.

Und lockt uns Kampf — das doppelschneid'ge Wort
 Gilt es wie blinkend hellen Stahl zu biegen,
 Zu stehn wie keck behelmte Ritter dort,
 Wo als Standarten die Gedanken fliegen!

Am nördlichen Ende des Marktplatzes hemmt die Lamberti-Kirche den Blick mit ihrer rein gothischen herrlichen Seitenansicht, gewiss das schönste Gebäu Westphalens in diesem Style, obwohl sie viel durch Destructionen der Wiedertäuferzeit gelitten hat, und durch zwei kleine Anbaue entstellt ist. Das Schiff ward 1272 unter Bischof Gerhard von der Mark vollendet, der erste Stein zu dem neueren Chore aber 1335 gelegt. Am höchsten Stockwerk des Thurmes sind die drei eisernen Käfige befestigt, welche die Leichname der hingerichteten Wiedertäuferhäupter aufnehmen, und mahnen an die in der Geschichte der Menschheit fast beispiellosen Scenen, welche Fanatismus, Wahnwitz, Verirrung und Sinnlichkeit hier im Angesichte dieser Kirche aufführten, um aus burlesk komischen Motiven ein höchst larmoyantes Trauerspiel zu bilden.

Wenn ich nicht fürchtete, euch zu ermüden, würde ich euch noch in manche Kirche führen, zu mancher Sehenswürdigkeit; ihr würdet dann den runden, oben durchbrochenen und künstlich auf vier Pfeilern erbauten Thurm von St. Ludger, die schöne Kirche des Dominicanerklosters, die Höfe des Westphälischen Adels, die Schätze der Bibliothek und der Bildersammlung des Kunstvereins (mit werthvollen Arbeiten von Lucas Cranach, dem Liesborner Meister, Guido Reni, und altitalischen Sachen, vom Anbeginn der Kunst, wo sie noch halbe Plastik ist, bis auf die Zeit Rafaels,) mir bewundern, ja vor die Stadt hinaus mir folgen müssen durch die dunkle Kastanienallee zum Grabe St. Erpho's, des Kreuzfahrers, in dessen Kapelle an der Stiftskirche von St. Mauritz nun seit acht Jahrhunderten die ewige Lampe in matten Strahlen zittert; aber ich erspare euch diese Wanderungen, falls ihr einige Worte über die Geschichte von Münster mir vergönnt.

Die Anfänge dieser Stadt im Lande der Bructerer oder im späteren Südergau setzt eine Sage in's Jahr 546, wo eine „Horsteburg“ hier erbaut, dann eine Ansiedlung umher entstanden sein soll; gewiss ist, dass Münster auf den Grund vier alter sassischer Höfe erbaut wurde und anfangs den Namen Mimigardvord führte; die Botschaft des Christenthums brachte ihm zuerst

St. Suibertus, den die Uetrechter Missionsanstalt hierhin gesandt hatte: ihm folgte im Apostelamte 779 Bernhard, der die erste christliche Gemeinde stiftete, bis Karl der Grosse den heiligen Ludger als ersten Bischof nach Mimigardevord sandte. Ludger war ein Friese, ein Schüler Alcuin's zu York gewesen, hatte einer vom heiligen Levin an der Yssel gestifteten Gemeinde vorgestanden und wurde auf Alcuin's Empfehlung 791 der erste Präsul der Münsterschen Kirche. Das von ihm gestiftete Münster, die gemeinsame Wohnung der Domkanoniken gab seit dem Anfange des 12. Jahrh. der Stadt den jetzigen Namen; seit 1268 war sie mit den Hansestädten vereinigt und begann nun das Ringen mit Bischof und Kapitel um immer grössere Unabhängigkeit, ja Reichsfreiheit. Die Resultate dieses Rampfes machten eigentlich allein das Aufkommen der Schwärmereien im 16. Jahrh. möglich, da sie ein unmittelbares Eingreifen des Landsherrn zu rechter Zeit, wo das Uebel noch in der Wurzel zu ersticken gewesen wäre, verhinderten. Die Geschichte dieser Wirren muss ich hier übergehen: sie ist mehr für die Psychologen und Historiker ein Fund, als für den, welcher Poesie und Romantik sucht; dichterische Bearbeitungen sind bis jetzt an ihr gescheitert, und mein Wanderstab, die Wünschelruth, steht ob ihr still, wie der Verstand bei ihren Gräueln stille steht.

Der Regensburger Reichstag von 1640 nahm den Französischen Vorschlag an, die Städte Münster und Osnabrück für eine Friedensversammlung auszuwählen. Die Hamburger, zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossenen Präliminarien erklärten beide Orte für neutral; so zog denn 1643 der erste der Kaiserlichen Gesandten, Graf Ludwig von Nassau feierlich eingeholt in Münster ein: aber so ermüdet von dem dreissigjährigen Kriege auch die Mächte alle sein mogten, es währte noch lange, bis ihre Boten endlich in ihren Sammetbedeckten Kutschen, mit ihrem prunkhaften Gefolge aus Edelleuten, Pagen und Hellebardieren, von Kanonendonner begrüsst, durch die dunklen Thore der beiden Städte einrollten. Die spanische Grandezza z. B. fand es ihrer unwürdig, eher als Frankreichs Ambassadeure zu erscheinen; diese, die Grafen d'Avaux und Servien, wollten dagegen später, als die Spanier Zappada, Don Brun aus Dole, Don Diego Saavedra anlangen; jeder wollte in seiner Sprache reden, keiner den andern zuerst besuchen, und man begreift, wie die Verhandlungen dabei

sich förderten. Am bescheidensten zog der päpstliche Nuntius ein: die Franzosen spotteten, das auf einem Korbe des Gepäckes ein Barfüßermönch säße, wie ein schwarzer Hahn auf dem Gepäck eines Marketenders. Der Schwede Oxenstierna liess sich sogar anfangs gar nicht herab, zu erscheinen: er blieb in Minden, auf seinen Mitgesandten Adler Salvius eifersüchtig, wie den endlosen Hader denn meist die Eifersucht der Gesandten einer und derselben Macht unter sich noch erhöhte. Endlich brachte die Ankunft des Herzog's von Longueville und des Grafen Maximilian von Trautmannsdorff etwas Licht in das Chaos der Negotiationen. Wenn auch die Franzosen anfangs über den langen hagern Trautmannsdorff mit seinen tiefliegenden Augen, seiner aufgezo- genen Nase, seiner abscheulichen Perücke lachten, so diente doch sein hoher Ernst, sein Alter, sein prachtvollcs Geleite von vielen deutschen Freiherrn und Rittern nur dazu, auch ihnen zu imponiren, und bald wusste er durch die Anmuth seiner Rede, die helle Entwicklung des Verworrensten, den tiefen Verstand seines Urtheil's, vor allem durch unermüdliche Consequenz ein- mal rechten Ernst und Willen in die hadernden Gemüther zu bringen. Auch das intriguirende Frondenhaupt, das wundersüsse lockige Haupt Anna's von Bourbon, Herzogin von Longueville versuchte ihren Einfluss auf die streitenden, erhitzten Männer; dass es nicht ganz erfolglos blieb, bezeugen die Worte, die ein Dichter ihr in den Mund legt:

*Ces heros assemblés dedans la Westphalie
Et de France et du Nord, d'Espagne et d'Italie,
Ravis de mes beautés et de mes doux attraits,
Crurent en voyant mon visage
Que j'étais la vivante image
De la concorde et de la paix
Qui descendit des cieux pour appaiser l'orage.*

Der hessische gelehrte Doktor Vultejus rieth ihr, die deutsche Sprache zu lernen, um sich zu unterhalten. Darüber ward der arme Doktor Gegenstand der amüsantesten Witze in den Salons von Paris: man konnte von dorther der Herzogin nicht genug ausdrücken, mit welchem Ergötzen man ihre Anmuth im Ge- spräche mit Monsieur Lampadius, dem Doktor im violetten Altas- kleide, sich vorstelle. — Endlich, nach Jahren, während welcher fortwährend die Heerpauke wüster Kriegsvölker die zertretenen

deutschen Lande durchwirbelte und Ströme Blutes fließen mussten, zeigte sich ein Sinn der langen Rede, und ein vernünftiges Wort tönte durch die diplomatische Weisheit. Ders entstand eine nicht zu fassende Freude: es war am 5. Mai 1648, als man das Rathhaus zu Münster festlich mit Gewinden schmückte, und aus den Fenstern der Häuser umher Symphonien tönen liess, die Rathsherren ihre schmücksten Halskrausen über das Sammtwamms legten und die Gilden zu den blankgeschliffenen Hellebarden griffen. Gegen Mittag erschien der Graf von Penneranda, Spaniens Ambassadeur an Zappada's Stelle, mit grosser Pracht in sechs Kutschen, jede mit sechs Rossen bespannt, umströmt von Gardien und Pagen und Dienern, die reich geschmückt voll castilianischen Stolzes einherschritten; ein glänzendes Reutergeschwader führte den Zug an; so begab sich Penneranda durch die Reihen der aufgestellten Bürgergarde, der Bürgermeister und Rathsherren in den Friedenssaal, wo er sich zu oberst an die goldumfranzte Tafel zwischen die Gesandten der Niederländischen Provinzen setzte und jenes Wort aussprach, die Anerkennung der sieben vereinigten Provinzen als freie und selbstständige Republik. Die Urkunde, die er untersiegelt und beschworen, ward dann von erhöhter Bühne auf dem mit Teppichen und Zweigen geschmückten Marktplatze verlesen, Trommeten und Paucken schmetterten, die Geschütze dröhnten von den Wällen und der reiche Spanier liess zwei Tage hinter einander Fontainen von Wein dem Volke springen. Diesem Separatfrieden folgte nun nach mässigen Zwischenräumen der allgemeine; er wurde zu Münster (auch von den Schweden, die zu Osnabrück unterhandelt hatten,) am 14. (24.) October 1648 unterzeichnet; des Osnabrücker und des Münsterschen Abschlusses Urkunden wurden auf dem Bischofshofe*) von den Kaiserlichen Gesandten unterschrieben und gegen die Abendstunde jenes Tages donnerten dreifache Ladungen von den Basteien der Stadt das letzte Echo des schrecklichsten aller Kriege nach.

Für Münster sollte der Friede jedoch nicht lange währen. Am 17. September 1651 füllte die Cathedrale eine Feier, welche die Erhebung des kleinen Landes fast zu einer Macht ersten

*) Das Gebäude ist jetzt Sitz der königl. Regierung; eine bischöfliche Residenz hatte Münster nicht.

Ranges, mindestens zu einem bedeutenden Moment in der Wagschaale des Europäischen Gleichgewichts bewirken sollte. Der Domkürster Christoph Bernhard von Galen, der Sohn des Erzmarschalls von Kurland und Semgallen, Theodorich von Galen, aber dem Münsterschen Adel angehörend, ward zum Fürstbischöfe gesalbt. Man hat ihn oft den kriegerischen genannt; aber Christoph Bernhard war ein Regent, dem es nicht entging, dass seine Aufgabe auch eine friedliche sei, und der sie mit redlichem unermüdlichem Streben für das Wohl seines Landes zu lösen suchte. Er ist ein durch Energie und Talent verehrungswürdiger Charakter; er hatte nur, wie viele Fürsten sein Steckenpferd: König Saul liebte die Harfe, Friedrich der Grosse liebte die Flöte und Bernhard von Galen liebte den Bass, den Generalbass für den Einklang der Staaten und verstand ihn meisterhaft; die ganze Scala der „Arkeley“, von der Quartanschlange bis zur Karthaune zu durchgehen und damit eine Citadelle nach der andren zu escaladieren, das war sein Leben, seine Leidenschaft. Die Bürger seiner Hauptstadt, die sich unabhängig zu machen strebten, hatten erklärt, sie wollten lieber des Türken, ja des Teufels sein, als ihres Bischofes: er versöhnte die wiederstrebenden Gemüther, ein neuer Orpheus, durch seine Constabler-Kapelle, deren Töne die verstocktesten Herzen, ja Stein' und Thürme weich machten: als er endlich das Siegesbanquet in ihren zerschossenen Mauern unter Kugeln und Bomben hielt, die den Grund bedeckten, und bei jeder der vielen ausgebrachten Gesundheit 80 Karthaunen lösen liess, mochten sie freilich über den Höllenlärm des Teufels zu sein glauben. Ein von den Jesuitenschülern aufgeführtes lustiges Drama „Daniel und Evilmerodach“ folgte der grossartigen in die Wälle der Stadt Münster gerissenen Ouverture; das Finale machten 50 Kanonen von den Basteien und 24 Feldstücke von der Citadelle her. Dann zog Christoph Bernhard mit seiner, freilich nicht bischöflichen, Kapelle in das Nachbarland: die Holländer sassen ruhig bei ihren Theetassen, der dicke Borgemester von Enschede stopfte seine letzte irdene Pfeife für den Abend, der Pudel apportirt die Pantoffeln neben dem lodernden Kamine her und die lange Myjuffrow zieht ihm den Kragen des geblühten Gingangschlafrocks zurecht: die Kanne siedet und der spiegelblank gebohrte Wandschrank glänzt, von der knisternden Heerdflamme überhuscht;

so ruhig, so behaglich, Alles; ein bezaubernd Bild von Familienpoesie — da — einmal, zweimal, zehnmal, der Boden wankt, die Decke dröhnt, die Scheiben klirren ins Gemach, die kostbaren Chinaschalen fallen in hundert Scherben vor dem Ständchen, die Klangfiguren zischen glühend, sprühend durch die Luft, der Bischof ist da und predigt mit feuriger Zunge über den biblischen Text, wie die Mauern von Jericho eingesunken vor dem Schalle mächtiger Töne. Der Bürgermeister lässt Chamade schlagen, denn er schwört Stein und Bein, dass man immer nur auf sein Haus, und in diesem Hause auf seine Schlafmütze ziele mit den barbarisch ungeheuern Kugeln. — So reitet Bernhard von Galen kurz nach einander vierzehn holländische Festungen mit seinem Steckenpferd nieder. Seit 1675 mit dem grossen Churfürsten verbündet, wie früher mit Frankreich und England, hört jetzt der Weserstrom seine Musik an und Stade fällt vor dem umgekehrten Amphion in Trümmer; bei dieser Gelegenheit bescheert ihm der Herr 65 metallene Kanonen als Beute und kann nun kurz darauf seinen Diener in Frieden fahren lassen, (1678.) Man hat ihn in die Cathedrale zur Erde bestattet; ein Gitter aus Kanonen-erz beschützt sein Grab. Es war ein grosser Mann; hätte er die Macht wie den Willen gehabt, er wäre ein Alexander geworden; Ludwig XIV. erklärte, er habe ihn gefürchtet.

Der segensreichste Herrscher unter seinen Nachfolgern ist Maximilian Friedrich geworden, weil er Franz von Fürstenberg zum Regenten des Landes machte, und sein Volk in die Hände eines Weisen befahl. Es wäre damals ein glückliches Land geworden, dies Münsterland — hätte es despotischer regiert werden dürfen. — Der letzte Fürstbischof war Maximilian Franz, ein Bruder der unglücklichen Maria Antoinette, von welcher der Dom eine Reliquie bewahrt, ein von ihren Händen für den Bruder gesticktes Messgewand. — Nach den Beschlüssen des Lüneviller Friedens wurde das Bisthum Münster durch den Reichsdeputationshauptschluss von 1803 säcularisirt; schon am 3. August 1802 hatten 4000 Preussen von der Hauptstadt Besitz genommen. Der Freiherr von Stein und Blücher wurden mit der Verwaltung des Landes beauftragt.

Wenn ich euch nun die Culturhistorischen Momente aus der Vorzeit Münsters angeben soll, so quillt mir ein so reicher Stoff entgegen, dass ich mich auf Namenaufzählung beschränken

muss, um den Raum dieser Blätter nicht zu überschreiten. Ich nenne zuerst Rudolph von Lange zu Everswinkel, den ersten lateinischen Dichter unter den Deutschen, der lange in Italien weilend, der Freund von Platina, Hugo Sabellicus, Pico von Mirandola, Lorenz von Medicis ward und mit einer Gruppe Coevalen, darunter Herrmann von dem Busche, Murellius und andre, für Westphalen das Zeitalter der Renaissance repräsentirt. Die Domschule von Münster ward durch ihn berühmt und, wie Heeren sagt, von unberechenbarem Einfluss auf die Bildung des Mittelalters. Unter ihren Rektoren war Herrmann von Kerckenbrock, der Geschichtschreiber der Wiedertäufer-Unruhen. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts übernahmen die Jesuiten die Leitung der Schule, bis auf die Zeit des Westphälischen Friedens segensreich wirkend; die Zeit ihres Glanzes waren jene Jahre der Verhandlungen selbst, auf welche sie durch ihren gelehrten Rector Johannes Schücking, meinen Urohm, der in seinem Garten die Gesandten der strengkatholischen Mächte um sich versammelte, von bedeutendem Einfluss wurden. Auch Nicolaus Schaten, der Vater Westphälischer Historie, gehört ihnen an. Die Universität zu Münster wirkte seit ihrer Errichtung 1773 durch Fürstenberg im Geiste dieses unvergesslichen Mannes; unter der Menge bedeutender Namen, welche sich an sie knüpfen, nenne ich nur M. Sprickmann und L. Hoffmann. Den Kreis, den Fürstin Amalia von Gallitzin und ihrer Freunde, darunter Hamann, dessen Grab in Münster gezeigt wird, habe ich an einem andern Orte geschildert. In Franz von Sonnenberg hat die Poesie einen Vertreter gefunden, den längeres Leben und weitere Entwicklung in die Reihen unserer grössten Genien hätte setzen können; er war eine wirre, aber grandiose Natur. Goethe sagte von ihm, er habe den Imperator-Mantel unter den deutschen Dichtern tragen können, hätte er nicht den dummen Streich gemacht, sich aus dem Fenster zu stürzen. Noch eines höchst merkwürdigen Mannes muss ich hier erwähnen, der durch sein Geschlecht Westphalen, durch seine Geburt Münster angehört. Er zog aus als die arme Waise eines Münsterschen Gardehauptmanns, ohne anderes Besitzthum als seinen Kopf und was drin von den Worten Plutarch's hängen geblieben, seines wie aller grossen Männer Lieblingsautors, trieb sich in allen Ländern Europa's umher und kommt im Jahre 1736 auf der Insel Corsika

an, eine Million Scudi in seinen Chatallen, einen langen schwarzrothen mit Hermelin gefütterten Königsmantel um seine Schultern geschlagen. So tritt er an das Gestade von Aleria, an der Ostküste der Insel, nimmt den dreieckigen Hut von seiner wohlfrisirten Perücke und lässt sich unter freiem Himmel von dem tapfern Volke der Corsen eine Krone von grünendem Lorbeer darauf setzen; ihre Consulta zu Alessani ruft ihn zum Herrscher aus, die Vornehmsten tragen ihn auf ihren Schultern im Triumph umher und unaufhörlicher Jubel ruft Heil auf Theodor I. König von Corsica und Capraja herab. — Das war ein denkwürdiger Tag, nicht allein für die beiden Inseln, sondern für ganz Europa. Theodor I. zeigte den Corsicanern wie man den Purpur um die Schulter schlägt, ohne Porphyrogenet zu sein und sie behielten die Lehre; keine hundert Jahre verflossen und ein Corse sass auf dem Thron von Frankreich und Italien, einer auf dem von Spanien, einer auf dem von Holland, und aus Dankbarkeit für den König aus Westphalen ward uns ein König aus Corsica beschert. — Theodor I. führte eine glorreiche Regierung, bekämpfte die genuesischen Zwingherren des Landes, ordnete mit weiser Einsicht sein Reich, trieb in ganz Europa Hülfquellen und Unterstützungen dafür auf, schlug Münzen, Ritter und Grafen und war ein ächter rechter König bis an sein Ende. Soll ich euch den letzten Akt seiner Regierung beschreiben? Er sitzt auf einem Throne unter einem hohen Baldachin, die wohlfrisirte Perücke, um die sich einst die Lorbeerkrone geschlungen, auf seinem Haupte, das Grossmeisterkreuz seines Ordens „der Befreiung“ auf der Brust; die Rechte hält majestätisch den funkelnden Griff des spanischen Degens gefasst; aber der Purpurmantel fehlt, der gallonirte Rock zeugt von langem, langem Gebrauch, seine Gestalt ist alt und kraftlos zusammengesunken, auf seiner Stirn haben Thaten und Gedanken ihre Narben gelassen und wer nicht wüsste, diese dürftige und doch so majestätisch mit den Augen blitzende Figur sei ein König, der hätte Mitleid mit dem Manne. Vor ihm steht entblössten Hauptes, respectvoll gebückt eine Ambassade: es sind englische Männer, aus den höchsten Geschlechtern, gekommen um ihm einen Tribut zu entrichten. Aber ach, dieser Tribut ist ein Almosen, das sie für ihn gesammelt haben, sein Audienzsaal ist ein ärmlich Kämmerchen im vierten Stockwerke eines Londoner Hauses, der

Baldachin über seinem Haupte ist der Himmel seines Betts, das er in der Eile zur Seite geschoben hat, um einen wurmstichigen Armstuhl als Thron darunter zu stellen; er selbst, der rechtmässige, vom Volk einstimmig gewählte König von Corsika und Capraja, ist eben dem Schuldgefängnisse der Kingsbench entlassen. — Bald nachher starb er; Horaz Walpole setzte ihm, dem das Schicksal *bestowed a Kingdom and denied bread*, eine Grabchrift und Maestro Paesiello setzte eine Oper *il re Theodoro* in Musik. Das Stammgut Theodors, die Burg Neuhof liegt hinter Lüdenscheid am Elspersbach. —

An Sagen ist Münster und das Münsterland sehr reich, und ebenso an Volksliedern. Durch die Strassen der Stadt wandelt nächtlich der Amtmann Timpholt in langer weisser Perrücke, grossem dreieckigem Hute und grünseidnem Rocke. In der Dawert, einem Walddistrict in der Nähe der Stadt, worin die Trümmer der alten Feste eines ausgestorbenen Geschlechts, der Davensberg, liegt, treibt der Teufel sein Wesen, jagt mit Halloh und Rüdengeheul der Hochjäger, spucken Kobolde und Jungfer Eli aus Frekenhorst, der Aebtissin ungetreue Haushälterin, die in ihrem grünen Hütchen mit weissen Federn auf dem Aepfelbaum sass, als der Pfarrer kam, um ihr die Sterbesakramente zu bringen; alle Jahre einmal fährt sie mit schrecklichem Gebrause von der Dawert aus, wohin sie exorcirt ist, über die Abtei zu Freckenhorst und alle Vierhochzeiten kommt sie ihr um einen Hahnenschritt wieder näher. Wenn es Abends stürmt und weht, dann schreitet ein gewaltig grosser Mann im weiten Mantel, eiserne Schnallen auf seinen Schuhen, über die Haide. Kommt ein Mädchen daher gegangen, so eilt er mit langen Schritten auf sie zu, nimmt sie unter seinen Mantel und bringt sie, indem er sie immer fester an sich schmiegt, ohne ein Wort zu sagen, über die Haide. Ehe er sie aber gehen lässt, drückt er ganz sanft und innig einen Kuss auf ihren Mund; das arme Mädchen geht sodann erschrocken nach Hause und ist am andren Morgen todt. Ein eben so poetisches Moment wie dieser schöne Mythos von Haidemann bieten oft die Volkslieder dar z. B. das vom „Leiden Christi:“

Als Christus der Herr im Garten ging
Und da mit ihm sein Leiden anfang,

Da trauert das Laub, das grüne Gras,
Weil Judas sein Verräther was.

Er trägt das Kreuz mit gelassnem Sinn
Und fällt vor Schmerz zur Erde hin;
An's Kreuze hing man Jesum bald,
Maria ward das Herze kalt.

Die hohen Bäume die beugen sich,
Die hohen Felsen die neigen sich,
Die Sonn' und Mond verlör ihren Schein,
Die Vögel lassen ihr Rufen sein.

Die Wolken schreien Ach und Weh,
Es heulet der Sturm, es brauset die See,
Die Gräber öffnen ihre Thür,
Und sieh, die Todten kommen herfür.

Nun merket an, wie Frau so Mann,
Wer dieses Liedlein singen kann,
Der sing es Tages nur einmal,
Seine Seel' wird kommen in Himmels Saal. — *)

Die ganze harmlosnaive Eigenthümlichkeit des Westphälischen Landvolks spiegelt sich in diesen Sagen und Liedern, jene kindliche Gläubigkeit und Frömmigkeit, die doch wieder ihr schalkhaft humoristisches hat und durch ihre einfach naturwüchsige Anschauung aller Dinge oft den Schein unnennbar tiefer oder geistreicher Auffassung bekommt. Die Volkslieder enthalten Liebesklagen oder öfter humoristische Ausfälle gegen Ehe- und Liebesnoth und dann im plattdeutschem Idiom, ein Beweis, dass diese letztere Art der Auffassung dem Volke die eigenthümlichere ist. Die Sagen knüpfen sich zumeist an auffallende Oertlichkeiten; wo ein schöner Weiher ist, da liegt eine Kapelle versunken, an stillen Tagen tönen ihre Glocken aus der Tiefe und alljährlich einmal kommen weisse Schwäne aus dem fernsten Norden und ziehen lautlos ihre Kreise über den durchsichtig klaren Spiegel; wo Hühnensteine liegen, da haben Riesen gehaust, mit schroffen Felsen hat fast immer der Teufel zu thun gehabt. Die Urnen, die man aus den in Menge durch ganz Westphalen zerstreuten heid-

*) S. die verdienstvolle Sammlung „Münstersche Gechichten, Sagen und Legenden“, Münster 1825. J. Grimm deutsche Sagen I. 232. 184. 249.

nischen Gräbern nimmt, nennt das Volk des Niederstifts Münster „Ulkenpötte“ und glaubt, sie seien Behausungen des kleinen Geschlechts der Ulken (Zwerge). Was das Münsterland in seinen kleinern Orten an Sehenswerthem besitzt, muss ich übergehen; ich kann euch nicht zumühen, zu seinen Schlössern und Abteien allen mir zu folgen, zum Strömberge z. B. wie schön er auch auf seiner waldbedeckten Höhe daliegt mit seinen Burgtrümmern, die das mächtige Geschlecht der Burggrafen von Strömberg besass, bis den letzten unruhigen Herrn im 14. Jahrhundert Bischof Florenz von Münster aus dem Erbe seiner Väter und in die Verschollenheit trieb, wie reich er auch an Sagen und Märchen ist, von dem letzten Kampfe um die Burg, von dem einzigen Kinde des Grafen Burchard, Sophia, deren Geliebter Herrmann von Mormien in der Fehde erschlagen wurde, dass sie in ein Kloster ging, dem ihr gebrochenes Herz den Namen „Herzebrock“ gegeben haben soll, von Burchard selbst endlich, den man zuletzt als gebückten Greis in Pilgertracht am heiligen Grabe gesehen. Nun muss ich euch die wunderbare Grabschrift in der Kirche zu Borken zeigen; „*Obiit Dux Johannes de minori egipto. VI. Cal. Dec. anno 1438.*“ die das Denkmal des letzten Zigeimönigs bildet, welcher auf dem Marktplatz des Städtchens wegen Todschlags eines andren „Heidenkönigs“ Nachts bei Fackellicht enthauptet wurde. (Nünning; *mon. monast.*) Von den Schlössern des Adels will ich nur zu einem euch führen; das ist Nordkirchen, wenige Stunden südlich von Münster, ein grosses schönes Landhaus, erbaut um 1700 von dem Fürstbischofe Friedrich Christian von Plettenberg. An breiten prächtigen Gräben vorbei, die Gartenanlagen umschliessen, während dunkle Lindenalleen mit Statuen, Orangerie und Theatergebäude die frühere ungewöhnliche Ausdehnung der Schlossgärten bezeichnen, die jetzt zum Änger geworden sind, führt euch der Weg durch mehrere mit Wappenschildern und Panoplien geschmückte Thore auf den nach drei Seiten von Gebäuden im Styl des vorigen Jahrhunderts umschlossenen Hof. Die grosse Schlosshalle und das Treppenhaus sind mit Ahnenbildern und andren Gemälden, kostbaren China-Vasen und Statuen geschmückt: der Schatz des Schlosses ist eine Gemälde-Gallerie mit Bildern von hoher Schönheit, Werke van der Vliets, van Dycks, Rubens, Martins Schön, Rembrandts, mit

einem Carton von Leonardo da Vinci endlich, eine heilige Familie darstellend, der alles zu übertreffen scheint, was der Crayon je liebliches und anmuthiges geschaffen. In einem der Gemächer zeigt man auch die Sporen und den Stab Walters von Plettenberg, des gewaltigen Heermeisters des deutschen Ordens in Livland, der 1502 mit 7000 Ordensrittern und 5000 Livländern ein Heer von 130,000 Moscovitern und Tartaren so aufs Haupt schlug, dass 100,000 Leichen auf dem Wahlplatz blieben. — Wenn ihr durch die freundlichen hellen Gemäuer mit ihren Gobelins, Stuccaturen und Supporten schreitet, durch den weiten Bibliothekensaal mit so viel möderner Weisheit, wo Voltaire und Bayle die alten Psalterien voll frommer Miniaturmalereien in den Schatten gedrängt haben, dann glaubt ihr wohl nicht, dass in diesen Räumen unheimliche Geister hausen mögen; und doch war dem einst so der böse Rentmeister Schenkewald ging früher im Schlosse um, heulte und lärmte die Treppen auf und ab, oder man sah ihn, wie er an einem Tische sass und Geld zählte. Endlich liess man, um ihn zu bannen, Messen lesen. Da in einer finstern stürmischen Nacht, polterte er wärger denn je, plötzlich aber wurde gewaltsam die Klingel gezogen, alle Bedienten sahen zum Fenster hinaus und erblickten eine prächtige Kutsche mit vier kohlschwarzen Rossen vor der Schlossthüre. Darin sassen zwei Kapuziner, welche ausstiegen, ruhig und stumm in das Schloss gingen und alsbald mit Schenkewald wieder herauskamen. Alle drei stiegen in den Wagen, Schenkewald sass zwischen den Kapuzinern, eine Peitsche knallte und blitzschnell fuhr der Wagen in die Nacht hinaus, nach der Dawert zu. Da fährt Schenkewald nun seitdem bis auf den heutigen Tag mit den beiden Kapuzinern und in demselben Wagen umher. Eine Menge Leute haben ihn fahren sehen; einige, die glaubten, es sei eine herrschaftliche Kutsche, haben sich hinten auf setzen wollen; kaum aber hatten sie den Wagen berührt, so flog er mit den Rossen hoch durch die Lüfte davon.